

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, November 1929

Heft II

Die deutsche Wirtschaftsbilanz.

Von Dr. Hans J. Schneider, Berlin.

Mit dem Leben und Gedeihen eines Volkes verhält es sich ebenso wie mit dem Leber und Vorwärtsskommen des einzelnen Individuums. Jede Wirtschaft lebt von ihrem Einkommen, das entweder aus Arbeitseinkommen (Lohn, Gehalt usw.) oder aus Kapitaleinkommen (Zinsen, Dividenden usw.) besteht. Genau wie die Einzelperson ist auch die Volkswirtschaft ständig bestrebt, ihr Einkommen zu vergrößern, um auf diese Weise eine bessere Bedarfsbefriedigung ihrer Mitglieder herbeizuführen.

Dies ist die normale Entwicklung. In Not- und Krisenzeiten sieht es anders aus. Dann kann es sowohl bei der Einzel- wie bei der Gesamtwirtschaft vorkommen, daß das Einkommen nicht ausreicht, um die notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen. Kaufkraft muß dann in anderer Weise beschafft werden. Es bleibt dann nur die Wahl, entweder noch vorhandene Vermögenswerte irgendwelcher Art zu verkaufen oder die benötigte Kaufkraft durch Aufnahme von Kredit, das heißt durch Belastung der zukünftigen Arbeitsleistung zu beschaffen. Beispiele aus dem täglichen Leben sind in Fülle vorhanden. Schwere Krankheits- oder andere Unglücksfälle führen in der Familie dazu, daß das Einkommen nicht ausreicht, um die notwendigen Ansprüche zu befriedigen. Dann muß entweder das Sparkassenguthaben „angegriffen“ werden, oder man „borgt“, und dadurch wird das Einkommen der Zukunft beschnitten. Wenn alles dieses nicht ausreicht, müssen Teile des Vermögens (Möbel usw.) verkauft werden, um Kaufkraft zu beschaffen. Dann ist die Notlage meistens sehr weit vorgeschritten.

Dieser einfache Tatbestand ist ohne weiteres auf die Volkswirtschaft zu übertragen. Gegenwärtig hat die deutsche Wirtschaft eine schwere Not- und Krisenzeit zu überwinden. Sie ist gezwungen, durch Schuldenaufnahme oder durch Verkauf von Vermögenssubstanz die notwendigen Bedürfnisse der deutschen Volksgemeinschaft zu befriedigen. Dies ist die Grundtatsache der deutschen Wirtschaftsbilanz,

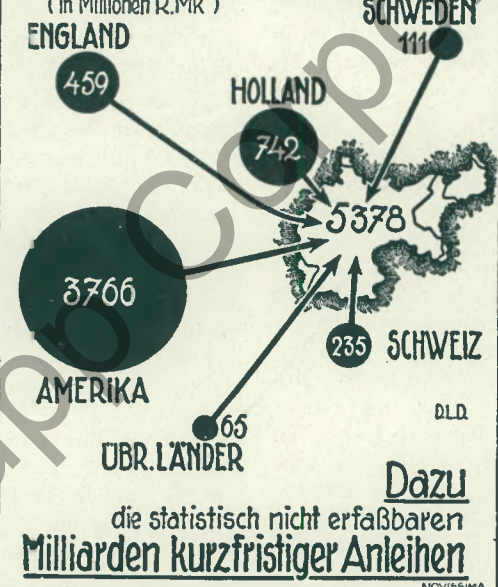
die nicht verkannt werden kann, wenn man sich durch die mannigfachen wirtschaftlichen Verflechtungen nicht täuschen läßt. Das deutsche Volk lebt von seiner Güterproduktion.

In Form von Löhnen, Gehältern, Zinsen usw. wird der Ertrag dieser Produktion an die direkten Wirtschaftsträger (Arbeiter, Angestellte und Unternehmer) und an die indirekten Wirtschaftsbeteiligten (Beamte, Lehrer, Künstler usw.) verteilt. Der Wert dieser Produktion wurde im Jahre 1927 auf etwa sechzig Milliarden RM. geschätzt und dürfte im Jahre 1928 ungefähr gleich groß gewesen sein. Diese Produktion stellt fast die einzige Einkommensquelle für das deutsche Volk dar, denn ein Zinseinkommen, das der deutschen Volkswirtschaft vom Auslande her zufließen könnte, ist nur in ganz geringem Umfange vorhanden. Hier hat eine gewaltige Veränderung gegenüber der Vorkriegszeit stattgefunden. Vor dem Kriege besaß Deutschland überall in der Welt erhebliches Kapital, das seine Rente der deutschen Volkswirtschaft zur Verfügung stellte. Heute ist solches Kapital kaum vorhanden, und deshalb fällt diese für andere Nationen (USA., England, Frankreich usw.) so wichtige Einkommensquelle für Deutschland fast ganz fort.

Die Existenz des deutschen Volkes hängt also fast ausschließlich von seiner Güterproduktion ab. Hierzu werden, da die deutsche Rohstoffbasis — besonders nach den Gebietsverlusten durch den Versailler Vertrag — äußerst knapp ist, in großem Umfange ausländische Roh- und Halbstoffe benötigt. Diese notwendige Einfuhr muß bezahlt werden, und das kann nur durch Ausfuhr von Gütern geschehen. Dabei ist die bedauerliche Tatsache festzustellen, daß die Ausfuhr der deutschen Waren und die Einnahmen aus dem internationalen Frachtgeschäft und dem Reiseverkehr nicht genügen, um die für die Güterproduktion notwendige Einfuhr zu bezahlen. Wenn auch hinsichtlich des Außenhandels in den letzten Monaten eine etwas günstigere Entwicklung eingetreten ist, so ist doch in

Deutschlands Verschuldung an das Ausland

Aufnahme langfristiger Auslandsanleihen von 1924-1928
(in Millionen R.Mk.)



Der volle Umfang der aus dem Ausland geliehenen Kredite, für die große Zinsenaufwendungen zu leisten sind, ist statistisch nicht erfassbar. Es handelt sich nicht nur um die großen Anleihen, sondern auch z. B. um hypothekarische Darlehen, die heute vielfach auch aus dem Ausland genommen werden. Die Höhe der kurzfristigen Anleihen wird allein auf 7 Milliarden geschätzt.

den Jahren 1924 bis 1928 durch das Defizit zwischen Ein- und Ausfuhrhandel eine Schuld von nicht weniger als 7,7 Milliarden RM. entstanden. Dazu kommen noch andere Verpflichtungen. Im Vordergrund stehen die Reparationsleistungen. In den Jahren 1924 bis 1928 hatten wir insgesamt 6,2 Milliarden RM. Reparationsleistungen — zum Teil allerdings durch Sachlieferungen — zu bezahlen. Genau wie bei der Einfuhr der von draußen hereinkommenden Roh- und Halbstoffe wäre es die einzig gesunde Entwicklung, wenn die Reparationsleistungen grundsätzlich durch die Ausfuhr von Gütern bezahlt würden. Da aber die deutsche Ausfuhr nicht einmal ausreicht, um die Einfuhr von Roh- und Halbstoffen auszugleichen, ist eine Bezahlung der zusätzlichen Reparationsleistungen durch Ausfuhr um so weniger möglich.

Was blieb der deutschen Wirtschaft übrig? Die deutsche Wirtschaft hat genau so gehandelt wie eine Einzelwirtschaft in Not- und Krisenzeiten. Sie hat zunächst „geborgt“. Insgesamt hat sie in den Jahren 1924 bis 1928 15,2 Milliarden RM. Schulden aufgenommen, um die notwendigen Ausgaben zu decken (in erster Linie: Defizit der Handelsbilanz, Reparationsleistungen und andere Ausgaben, die mit der Reorganisation der Reichsbank zusammenhängen). Die Zinsen, die wir jährlich an das Ausland für diese Schulden zu bezahlen haben, betrugen im Jahre 1928 bereits rund 1 Milliarde RM. und ist also heute bereits halb so groß wie die für die Zukunft ins Auge gefasste jährliche Reparationsleistung in Höhe von rund 2 Milliarden RM. Mit der Zinszahlung ist es aber nicht getan. Wie für das Einzelindividuum ergibt sich auch für die Volkswirtschaft die bange Frage: wann habe ich die Schulden zurückzahlen, und wie kann ich zu dem betreffenden Zeitpunkt die Schuldsumme aus meinem Einkommen beschaffen? Gerade die Zahlungsstermine können sich unangenehm bemerkbar machen.

In den letzten Jahren war Deutschland in zunehmendem Maße gezwungen, kurzfristige Kredite aufzunehmen. Diese dürften Mitte 1929 etwa 7 Milliarden RM. betragen haben. Wenn eine derartig hohe kurzfristige Verschuldung auch nicht ausschließlich der Ausfluß einer wachsenden Zurückhaltung der ausländischen Kreditgeber gegenüber der deutschen Wirtschaft ist, sondern zum großen Teil mit der Art der Finanzierung des internationalen Warenverkehrs zusammenhängt, so bleibt diese Entwicklung höchst bedauerlich. Auf diese Weise wird nämlich die Liquidität (Zahlungsfähigkeit) der deutschen Wirtschaft ständig bedroht. Denn wie das Einzelindividuum muß sich auch die deutsche Wirtschaft alle Augenblicke fragen: „Kann ich bei den ins Auge gefassten Zahlungssterminen auch meine Verpflichtungen genau innehalten?“ Andernfalls wird der Kredit der Zukunft untergraben.

Aus alledem ergibt sich ein ernstes Bild für die deutsche Wirtschaftsbilanz. Selbst wenn man annimmt, daß die deutsche Ausfuhr in der nächsten Zeit eine ähnlich glückliche Entwicklung zeigen wird wie in den letzten Monaten, so bleibt doch nach wie vor damit zu rechnen, daß wir in jedem Jahr einen Fehlbetrag in der reinen Handelsbilanz von mindestens 2 Milliarden RM. aufweisen werden, der zum Teil nur durch weitere Schuldenaufnahme gedeckt werden kann. Es ist ein ernstes Zeichen der Zeit, daß Bankdirektor Dr. Kehl bei der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Düsseldorf die Frage aufgeworfen hat, ob nicht bereits der Zeitpunkt eingetreten ist, wo Deutschland seine Bedürfnisse durch Verkauf von Vermögenssubstanzen befriedigen muß,

anstatt weiter eine zusätzliche Verschuldung auf sich zu nehmen. Ernster kann die Situation nicht gekennzeichnet werden.

Unter diesen Umständen wird sich jeder Einsichtige die Frage vorlegen, ob die notwendigen Bedürfnisse des Volkes ganzes nicht eingeschränkt werden können. Leider sieht es in dieser Beziehung in Deutschland nicht günstig aus. Deutschland besitzt — und das ist die lebenswichtigste Frage — einen hohen jährlichen Zuwachs an Erwerbstätigen infolge der Bevölkerungsvermehrung. Jedes Jahr tritt zu den vorhandenen Arbeitskräften eine hohe Zahl erwerbsfähiger Männer und Frauen, die Arbeit suchen. Nach den amtlichen Berechnungen dürfte diese jährliche Zunahme an Erwerbsfähigen betragen:

im Jahre	1926	rund	421 000	Personen
"	"	1927	"	401 000
"	"	1928	"	432 000
"	"	1929	"	376 000
"	"	1930	"	369 000
"	"	1931	"	107 000

Für diesen Zuwachs an Erwerbsfähigen müssen Arbeitsstätten geschaffen werden. Das Reichsfinanzministerium hat berechnet, daß in den Jahren 1924 bis 1928 rund 18 Milliarden RM. für die Neubeschaffung von Arbeitsstätten angelegt worden sind, ohne daß diese Arbeitsuchenden restlos in die deutsche Wirtschaft eingegliedert werden konnten. Hier kann also nicht gespart werden, denn eine Milderung der in Deutschland vorhandenen Arbeitslosigkeit bildet wohl das wichtigste Problem der Gegenwart, und zwar nicht nur infolge des mit der Arbeitslosigkeit verbundenen Verlustes an nationaler Produktion, sondern in erster Linie infolge der mit der Arbeitslosigkeit zusammenhängenden moralischen Folgewirkungen.

Zu diesem sich aus dem Wachstum der Volkswirtschaft ergebenden Bedarf tritt ein zweiter von gleicher Dringlichkeit. Er leitet sich aus dem Rationalisierungsbedarf der deutschen Wirtschaft her. In beinahe allen Ländern sind für die meisten Industriezweige — mit wenigen Ausnahmen — wesentlich günstigere Produktionsbedingungen vorhanden als in Deutschland. Wenn die deutsche Wirtschaft diesen Vorsprung einholen will, so ist sie schon deshalb gezwungen, sich auf dem höchsten technischen Stand zu erhalten. Infolgedessen benötigt gerade die deutsche Industrie mehr als die in anderer Weise begünstigte ausländische Industrie einen ständigen Zuschußbedarf an Kapital, um die Anlagen laufend zu verbessern. An diesen beiden Zwecken (Wachstum der Volkswirtschaft und Rationalisierungsbedarf) wird kaum eingespart werden können, wohl aber ist — nach Meinung der meisten Sachverständigen — in der öffentlichen Finanzwirtschaft eine Ersparnismöglichkeit vorhanden. Es sei nur daran erinnert, daß von den 16 Milliarden RM. Emissionen, d. h. Auflegungen von Effekten zum Zwecke der Kapitalbeschaffung, nicht weniger als 9 Milliarden RM. der öffentlichen Hand zugeflossen und zum nicht unerheblichen Teil unproduktiv verwandt sind, während die Wirtschaft für ihre produktiven Arbeiten nur rund 7 Milliarden RM. erhalten konnte. In einer energischen Beschränkung der Ausgaben der öffentlichen Hand dürfte gegenwärtig das wichtigste Hilfsmittel zu einer Milderung der sich aus der deutschen Wirtschaftsbilanz ergebenden Situation liegen. So steht die jetzt als notwendig empfundene Finanzreform im allgemeinen Blickpunkt des Interesses und dürfte im Zusammenhang mit der allgemein als notwendig anerkannten stärkeren Kapitalbildung von höchster Lebenswichtigkeit für Deutschlands Zukunft sein.





Bergwerk im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Lithzeichnung von Hans Holbein d. J. (Britisches Museum, London.)

Bis zu dieser Zeit noch erfolgte das Lossprennen des Gesteins durch das Eintreiben trockener Holzkeile, die, angefeuchtet, allmählich aufquollen und das Gestein auseinandertrieben.

Bergbau und Metallurgie im vorgeschichtlichen Europa.

Von Dr. Hermann Popp, München.

Die Urfänge des Bergbaus in Europa reichen in das achte bis zwölfte vorchristliche Jahrtausend zurück, in eine Zeit also, die noch keine Metalle kannte und im Feuerstein oder Silex das geeignetste Waffen- und Werkzeugmaterial besaß. Der Mensch jener Zeiten begnügte sich aber nicht mehr damit, den Feuerstein auf der verwitterten Erdoberfläche aufzufinden, sondern ging ihm nun auch systematisch in seinen geologischen Lagerstätten nach; denn nur in der natürlichen Bergfeuchtigkeit des Erdinnern fand er Silexknollen allerbesten Qualität und von einer Größe, die die Anfertigung beliebig großer Werkzeuge gestattete.

In welchem Umfang der Abbau des Feuersteins schon damals betrieben wurde, zeigt das Grubenfeld von Grimes-Graves in England, das aus nicht weniger als 254 Schächten besteht, die bei einer trichterförmigen Verengung von ungefähr acht auf vier Meter eine Tiefe von meist dreizehn Meter erreichen. Im Jahre 1867 wurden bei Mons in Belgien senkrechte, durchschnittlich einen Meter breite Schächte aufgedeckt, an deren Sohle sich horizontale Galerien oder

Stollen von zweieinhalb Meter Breite und zwei Meter Höhe befanden, in denen die Bergleute mit steinernen Hammeräxten und Hirschhornpickeln den Silex gebrochen, in Körbe oder Ledersäcke gefüllt und mit Förderstricken, die gleichzeitig zur Ein- und Ausfahrt der Belegschaft dienten, über einer Haspelwelle zutage gefördert haben.

Aus mannigfach vorhandenen Brandspuren, Verfärbungen und Krackelierungen in den Gewänden hat man geschlossen, daß das Gestein auch durch die sogenannte Feuersezung gelockert und abgesprengt wurde. Nach Andree hätten aber die Silexknollen durch die Erhitzung ihre Bergfeuchtigkeit und damit auch ihre leichtere Bearbeitbarkeit, also gerade jene schätzbaren Eigenschaften verloren, derentwillen man sie unmittelbar aus der Erde herausholte. Die Brandspuren scheinen demnach von Rienspanbündeln herzurühren, die zur Beleuchtung der unterirdischen Grubenräume angezündet worden waren. Daß man schon im Neolithikum eine Art Wetterführung kannte, beweisen die in der englischen Feuersteingrube von Giffbury zur besseren Durchlüftung in die

Wände benachbarter Stollen eingehauenen fensterartigen Öffnungen. Zur Stützung der Stollen hat man teils natürliche, teils aus großen Bruchstücken aufgebaute Pfeiler benutzt oder die abgebauten Stollen mit allerlei Ausfüllungsmassen wieder zugeschüttet. Unglücksfälle, die den Arbeitern das Leben kosteten, sind trotzdem nicht gerade selten gewesen; denn in eingestürzten Stollen wurden mehrfach die Skelette von Vergleuten angetroffen, denen zur Seite noch die Hirschhornpickel und Reste von Nahrungsmitteln lagen.

Feuersteingruben sind außer in Belgien und England auch in Frankreich, Schweden, Portugal und Sizilien festgestellt worden. Oft fanden sich in ihrer nächsten Nähe die Werkstätten zur Verarbeitung des gefördert Materials, das allem Anschein nach meist schon in den Gruben selbst eine erste, ganz rohe Vorbearbeitung erfahren hat.

Zu welcher Zeit, an welchem Ort und von welchen Menschen in Europa zuerst den Metallen im Schoß der Erde nachgegangen wurde, ist noch nicht genügend deutlich zu erkennen. Im allgemeinen bezeichnet die Überlieferung mit großer Bestimmtheit die Phönizier als diejenigen, welche im Bereich ihrer Niederlassungen den Bergbau begründet und betrieben haben. In Wahrheit sind jedoch die Phönizier nicht die großen technischen Erfinder gewesen, als die sie im Altertum erschienen, sondern nur ungemein rührige Organisatoren und Händler, die viele Kulturgüter anderer Völker weitergaben, wohl auch fremde Errungenschaften mit Geschick aus- und umgestalteten. So haben sie denn auch an den Orten des Mittelmeergebietes, auf die sich ihre kolonialisatorische Tätigkeit erstreckte, nicht als die eigentlichen Erfinder des Bergbaus zu gelten. Die mit ihnen in Verbindung gebrachten Silbergruben Spaniens waren jedenfalls schon von den Eingeborenen eröffnet worden; denn nach dem Bericht des Diodor fanden die Phönizier bei ihrer Ankunft in Spanien große Mengen fertigen Silbers vor, das sie gegen allerlei Land von den noch halbwilden Iberern eintauschten.

Auch in Britannien sind sie nicht als Begründer des Bergbaus zu betrachten; schon deshalb nicht, weil die Zinnengewinnung, um die es sich hier handelt, überhaupt nicht durch bergmännisches Erschließen der erzführenden Porphyre- und Schiefergebirge, als vielmehr durch Zinnwäschen geschah, wie sie bis ins 16. Jahrhundert, also bis zur Anlage der ersten wirklichen Zinnbergwerke, im Gange waren.

Von allen Metallen scheint das in der Natur ungemein häufig in gediegenem, d. h. rein metallischem Zustand vorkommende Gold durch seinen Glanz und seine Schwere am frühesten die Aufmerksamkeit des vorgeschichtlichen Menschen auf sich gelenkt zu haben. Den Steinzeitleuten war es unzweifelhaft schon bekannt, wenn sie es auch noch nicht bergmännisch ausgebeutet, sondern nur auf der Erdober-

fläche, zumal in Flußgeschieben, in Form kleiner Körnchen und Blättchen gesucht und gefunden haben. Seiner Benützung setzte aber die Art des Vorkommens in solch feiner Verteilung erhebliche Schwierigkeiten entgegen, da das Einschmelzen der Goldförner und des Goldstaubes eine Temperatur von über 1000 Grad benötigt und nur in Tiegeln möglich gewesen wäre. Dagegen hat die Weichheit des Metalls zur Kalt-hämmern herausgefordert, wovon die goldenen Perlen aus steinzeitlichen Gräbern Frankreichs zeugen.

Mit der Metallzeit und nachdem man das Ausgeschmelzen des Goldes aus dem Sand oder den Erzen kennengelernt hatte, stieg die Produktion und Verarbeitung des Goldes zu Schmucksachen und Geräten, schließlich auch zu Münzen, in immer wachsendem Maße. Herodot berichtet im fünften vorchristlichen Jahrhundert, das meiste Gold finde sich dem europäischen Norden zu, und Polybios bezeichnet die Heimat der „norischen Taurister“, d. h. die Norischen Alpen, als das Gebiet, das die reichsten Goldlager enthalte. Die Förderung war hier so ergiebig und die Ausfuhr so gewaltig, daß der Wert des Goldes in ganz Italien um ein Drittel sank. Nach Matthäus Much darf „eine wirklich riesige,

den zeitweiligen Ergebnissen unserer Zeit in Kalifornien, Australien, Südafrika und Nordwestamerika vergleichbare Ausbeute vorausgesetzt werden, um eine so bedeutende Wirkung hervorzurufen“. Noch im 16. Jahrhundert haben die Goldbergwerke der Ostalpen reichen Ertrag gebracht. Heute ist jede Spur davon unter Wald und Geröll, wohl auch unter Firn und Eis begraben.

Dafür konnte aber eine Reihe von Kupferbergwerken aufgedeckt werden, von denen einige, wie etwa das der Fischhofer-Höhle bei Ruffstein, noch der spätneolithischen Zeit angehören. Das ausgedehnteste und am besten untersuchte von allen bisher bekannten vorgeschichtlichen Alpenbergwerken liegt in 1600 Meter Seehöhe auf dem Mitterberg im Salzburger Gebiet. Es ist ganz ohne eiserne Werkzeuge betrieben worden, und man nimmt an, daß es vor etwa 4000 Jahren angelegt worden ist. Dem Kenner verrät es sich durch den mächtigen, anderthalb Kilometer langen Zug der sogenannten „Pingen“, jenen bis zu zwölf Meter tiefen grubenartigen Furchen, die infolge alter Stolleneinbrüche entstanden und „über Tag“ den Weg bezeichnen, auf dem die Vergleute vor Jahrtausenden „unter Tag“ die Erzadern verfolgt haben. Bei ihrer Aufdeckung im Jahre 1865 wurden Schächte angeschnitten, die am Einstieg künstlich verstopft und unkenntlich gemacht waren. Allem Anschein nach wollte man anlässlich eines feindlichen Einfalls die kostbaren Erzlager verbergen, um später wieder zu ihnen zurückzufahren. Diese Absicht hat sich jedoch nicht verwirklicht, vielmehr

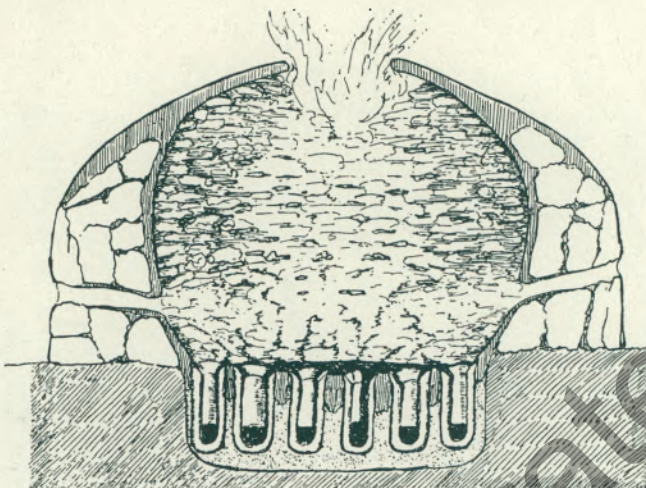


Abb. 2. Rekonstruktion eines Eisenschmelzofens aus der Früh-La-Tène-Zeit im Neckargau (zweite Eisenzeit 500–400 v. Chr.).

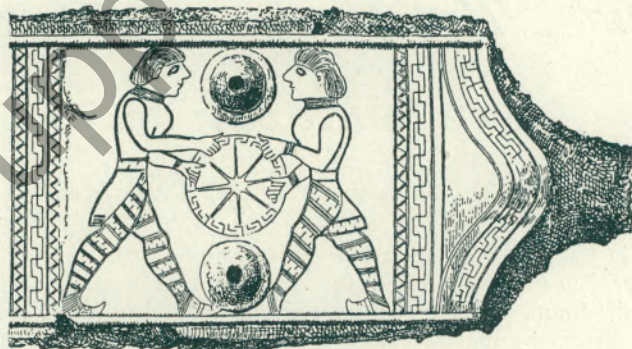


Abb. 3. Bergknappen auf einer Schwertscheide. Darstellung aus der Archäotenezeit. (Sammlung Prinz Windischgrätz, Wien.)

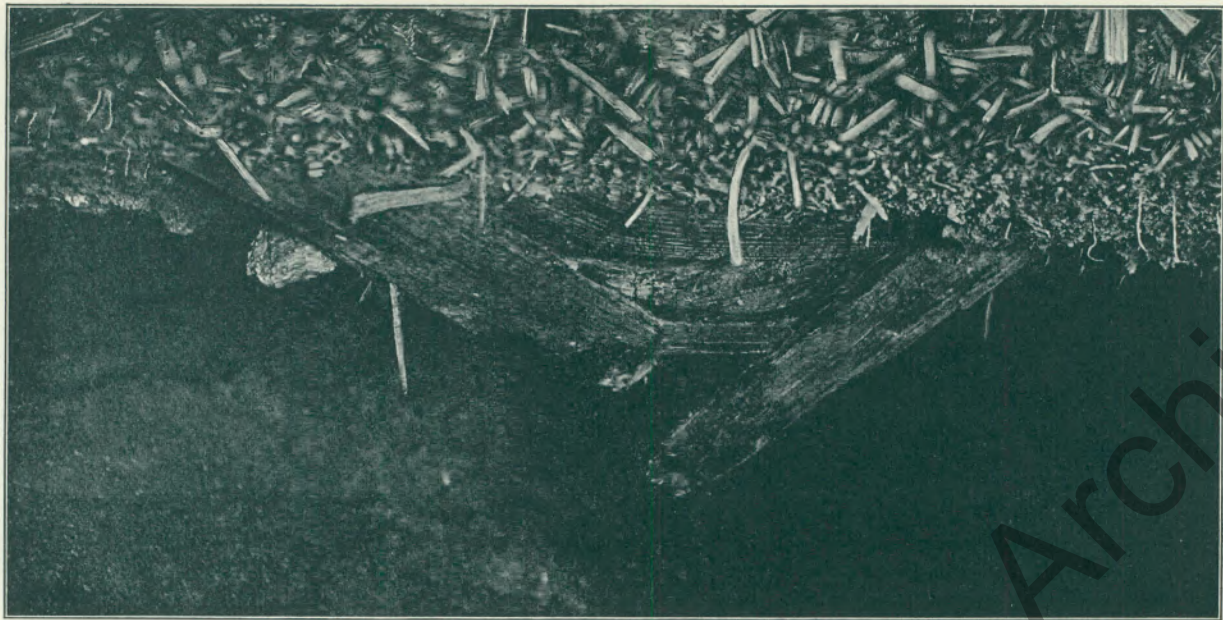


Abb. 4. Eingebrochene Deckenverchalung im „Platzwerke“ des Dürnbere.

Nach G. Knyte, „Geschichte des Kronlandes Salzburg“ (Wien 1918).

(Aus: Dr. Leonhard Franz, „Vorgeschichtliches Leben in den Alpen“, Verlag A. Schroll & Co., Wien.)

sind die Gruben durch die allenthalben eindringenden Tagwässer gänzlich „ersäuft“ und bis an die Mundlöcher hinauf mit Wasser angefüllt worden. Gerade diesem Umstand ist es zu verdanken, daß alles, was die Bergleute an Gerätschaften, Hämmern, Pickeln, Keilen und Lichtspänen, an Steigbäumen, Haspeln, hölzernen Wasserzuleitungsrohren, Rübeln, Schöpfkellen, Fülltrögen, an Ledersäcken und Kleidungsstücken zurückgelassen haben, so gut erhalten blieb wie die Überreste aus den Pfahlbauten auf dem Grunde der Seen.

Wertvolle Ergänzungen in bezug auf die bergmännische Bekleidung bieten die Funde aus den archäologisch berühmten Salzbergwerken von Hallstatt und die auf einer spätbronzezeitlichen Schwertscheide eingravierte Darstellung zweier das Förderrad drehender Bergknappen mit dem in das charakteristische Sigleder auslaufenden Knappenrock (Abb. 3).

Da nun auf dem Mitterberg auch die über Tag liegenden Aufbereitungsplätze und Gießstätten die Jahrtausende überdauert haben, so läßt sich der gesamte Arbeitsvorgang von der Gewinnung des Roherzes an bis zur Erzielung des fertigen Kupfers und seine Umschmelzung zu allerlei Gebrauchsgegenständen lückenlos erkennen.

Die durch Pfahlgerüste und

Schalverzimmerungen gegen Verfallung gesicherten, stellenweise zu bedeutender Höhe gewölbten Stollen verlaufen nach Muchs Untersuchung sehr unregelmäßig, bald steigend, bald fallend, je nachdem es die unmittelbare Verfolgung der Erzader bedingte. Verfallte Holzreste deuten darauf hin, daß das Eindringen in das Berginnere und der Abbau mittels Feuerfetzung geschahen, indem der erzhaltige Fels durch angelegte Feuer erhitzt und allmählich zermürbt wurde, wie es der ideale Querschnitt eines Abbaufeldes mit einer hölzernen Feuerbühne veranschaulicht (Abb. 5). Um den Fels völlig loszuhauen, wurden mit mächtigen Hämmern rund um das abzulösende Gestein sehr trockene Buchenfeile eingetrieben, die man mit Wasser begoß, bis das hierdurch bewirkte Aufquellen des Holzes das Gestein auseinanderporengte. Daß dieses Verfahren, bei dem man jeweils etwa eine Handbreit tiefer kam, noch im 16. Jahrhundert Anwendung fand, zeigt eine Tuschezeichnung, die der jüngere Holbein während seines Aufenthaltes in der Schweiz (1517 bis 1519), woselbst der Bergbau von altersher blühte, angefertigt hat (Abb. 1).

Das also gewonnene Erz wurde in Säcke aus Tierfellen gefüllt und auf Steinbäumen oder durch einfache Haspeln zutage gebracht, dann mit bis



Abb. 5. Idealer Querschnitt durch die prähistorische Kupfergrube Mitterberg.

Nach G. Knyte, „Geschichte des Kronlandes Salzburg“ (Wien 1918).

(Aus: Dr. Leonhard Franz, „Vorgeschichtliches Leben in den Alpen“.)

zu acht Kilogramm schweren Schlägeln aus Serpentin zerkleinert, das brauchbare Metall vom „tauben Gestein“ geschieden und zwischen Klopfs- und Mahlsteinen zerrieben, worauf man das Ganze in hölzernen, auf Gestellen montierten Waschtrögen schlämmte, d. h. so lange hin und her schwenkte, bis die leichtere Masse abgeschwemmt war und nur die schwereren Erzstückchen übrigblieben. Um diese für den Schmelzprozeß tauglich zu machen, wurden sie auf den Feuerplätzen entweder durch Kohlenfeuer oder durch den eigenen Gehalt an Schwefel in frei liegenden oder nur von Steinen umstellten Haufen geröstet. Darauf erfolgte das Schmelzen in kleinen, 50 Zentimeter hohen Öfen, die von drei Seiten aus Grauwackenstein aufgemauert und innen mit Lehm verstrichen waren. Die vierte Seite blieb des Zuges wegen offen. Etwa dreißig solcher Schmelzöfen sind bisher auf dem Mitterberg nachgewiesen worden. Manche enthielten bis zu sechzehn Kilogramm schwere Schlackenklöße. Verschiedene Umstände lassen vermuten, daß das erste Schmelzprodukt in dickwandigen Tiegeln noch weiteren Verfeinerungsverfahren unterzogen wurde, bis es dann endlich in Gläsen zu Sal geschafft und an den verschiedenen Ansiedlungsplätzen unter Beimengung von Zinn zu Bronze verschmolzen und zu Waffen, Geräten und Schmuckwerk vergossen werden konnte. Zahlreich gefundene Schmelztiegel, Gußlöffel und Hohlformen aus Sandstein geben darüber lehrreichen Aufschluß.

Die chemische Analyse hat gezeigt, daß das auf dem Mitterberg gewonnene Kupfer sehr rein war; es hat mit seinem geringen Nickelgehalt die gleiche Zusammensetzung wie die Bronzen des Grabfeldes von Hallstatt und des Pfahlbaus im Mündsee. Daraus kann gefolgert werden, daß die Bewohner dieser Gegenden die Unternehmer des Mitterberger Betriebes waren.

Über prähistorischen Kupferbergbau in Deutschland liegen keine sicheren Nachrichten vor. Die im Erz- und Fichtelgebirge gefundenen Schutt- und Schlackenhalde bieten keinerlei Anhalt für eine auch nur ungefähre Altersbestimmung der dort vermuteten Betriebe. Auch in der Schweiz läßt sich ein prähistorischer Kupferbergbau nicht feststellen, wohl aber in Frankreich, England, Spanien und Portugal. Die Gruben auf der Iberischen Halbinsel schließen sich eng an den Feuersteinbergbau des Neolithikums an und gehören zu den ältesten in ganz Europa. Schließlich sind alte Kupfergruben in Italien und Rußland zu erwähnen, die zu Beginn der Bronzezeit (um 2200 v. Chr.) in Betrieb standen.

So ausführlich wir über die Gewinnung des Kupfers in vorgeschichtlicher Zeit unterrichtet sind, so wenig wissen wir über die des Zinnes. Sicher ist, daß die bedeutendsten prähistorischen Zinnerzlagerrstätten auf europäischem Boden in England, und zwar auf Cornwall, sich befanden, und daß man sie, wie die aufgefundenen Hirschhornwerkzeuge beweisen, zu einer Zeit auszubeuten begann, die mit der Anlage der ältesten Kupferbergwerke zusammenfällt.

Da in Cornwall die Kupfer- und Zinnerze auf derselben Lagerstätte vorkommen, glaubte man, die Darstellung der Bronze sei ein Ergebnis zufälligen Zusammenschmelzens dieser Erze gewesen. Durch neuere Versuche ist aber erwiesen, daß eine brauchbare Kupfer-Zinn-Bronze durch direktes Zusammenschmelzen nicht hergestellt werden kann. Darum wird jetzt allgemein angenommen, daß zunächst Kupfer und Zinn jeweils für sich aus den entsprechenden Erzen gewonnen und später in Mengen, welche die Erfahrung lehrte, zu Zinnbronze verschmolzen wurden, bis man in der Legierung von 95% Kupfer und 5% Zinn die ideale Mischung fand.

Ob die oft kilometerlangen Halde alter Zinnwäschlein im Erz- und Fichtelgebirge prähistorisch sind, läßt sich nicht mit derselben Bestimmtheit behaupten wie von denen in Frankreich, wo, wie etwa bei Baulry im Departement Haute

Vienne, Auswüschungen gefunden wurden, nach deren Umfang die Menge des bewegten Erdbreichs auf 400 000 Kubikmeter geschätzt wird. Eine genauere Datierung gestattet eine im Jahre 1869 wieder in Angriff genommene alte Grube bei Montebraz, die in vier Meter Tiefe das Skelett eines Bergmannes keltischer Rasse und unmittelbar daneben ein Steinbeil barg, das einen Abbau gegen Ende des Neolithikums oder zu Beginn der Bronzezeit annehmen läßt. Ganz besonders tiefe, bis zu hundertfünfunddreißig Meter in die Erde führende Schächte fanden sich in Toskana in Italien. Hier wurde während der Bronzeperiode nur Zinnstein gewonnen, während man das dort ebenfalls vorkommende Eisen vollkommen unberücksichtigt ließ.

Im Vergleich zum Zinn spielt das Blei zunächst eine durchaus untergeordnete Rolle. In der mykenischen Zeit erscheint es in Form von Ringen, während der Bronze- und der ersten Hallstattzeit in Gestalt von Minengewichten und in der Bronzemischung als Beigabe zum Zinn. Seit der klassischen Zeit wurde es zur Herstellung von Schleuderfugeln, Wasserleitungsröhren, Särgen usw. benutzt. Die Griechen gewannen es in den Erzlagern des Lauriongebirges, das in einem Umfang von zwanzigtausend Hektar mit zweitausend Schächten und Stollen unterminiert war. Nach den Berechnungen Cordellas wurden hier innerhalb dreier Jahrhunderte über zwei Millionen Tonnen Werkblei in einem Gesamtwert von vier Billionen Franken erzeugt. Andere bedeutende Bleigruben befanden sich in Spanien, Gallien, England und Deutschland. Das Bleierz wurde entweder in einfachen Erzgruben oder in feuerfesten, aus Ziegelmehl und Ton errichteten Öfen ausgeschmolzen, aber so unvollkommen, daß, nach Strabo, die Schlacken von Laurion in späterer Zeit noch einmal mit Vorteil zur Gewinnung von Silber ausgeschmolzen werden konnten. Die Römer selbst der Augusteischen Zeit besaßen in der Scheidung der Metalle noch so wenig technische Fertigkeit, daß sie silberhaltige Bleierze nur auf Blei zu verarbeiten lohnend fanden.

Die Ausgrabungsergebnisse lassen nicht daran zweifeln, daß das Kupfer das erste Nuzmetall war, dessen sich der Mensch bediente; denn die ältesten Metallartefakte, die wir kennen, sind aus reinem gehämmerten Kupfer gefertigt. Erst später folgen solche aus Bronze, und ganz zum Schluß erscheinen die eisernen Gerätschaften. Nach diesem allerorts nachgewiesenen Befund konnte mit Recht von einer auf die Steinzeit folgenden Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit gesprochen werden. Das wird auch durch die farbigen Wandgemälde in ägyptischen Grabkammern bestätigt, auf deren ältesten alle Metallgegenstände stets rot, also kupferfarben, wiedergegeben sind, während viel später erst neben dem roten ein zweites Metall durch blaue Färbung als Eisen oder Stahl gekennzeichnet wird. Trotzdem ist die Lehre von der Aufeinanderfolge der Metalle vielfach bestritten und dem Eisen die Priorität oder doch zum mindesten ein gleich hohes Alter wie dem Kupfer zuerkannt worden, wobei man sein spätes Auftreten in den Altertumsfunden damit erklärt, daß es sehr leicht durch Oxydation vernichtet wird, während Kupfer oder gar Bronze dem Untergang viel länger widersteht.

Das ist gewiß richtig, und richtig ist ferner, daß die Menschen der Bronzezeit bereits auch das Eisen kannten, sind doch sowohl in ägyptischen wie in europäischen Gräbern der vollen Bronzezeit vereinzelt Eisengegenstände gefunden worden. In Norddeutschland und Skandinavien gehen diese Eisensfunde sogar in die Steinzeit zurück. Für die Lehre von der Abfolge der Metallzeiten ist das aber belanglos. Hierbei handelt es sich nämlich nicht darum, wann die Menschen zuerst die Bekanntschaft des Eisens gemacht und zuerst einen eisernen Gegenstand verfertigt haben, als vielmehr darum, wann das Eisen so allgemein in Gebrauch kam, daß es die

materielle Grundlage der Kultur bilden konnte. Erst von diesem Zeitpunkt an kann von einer wirklichen Eiserzeit die Rede sein. Das war in Ägypten etwa um 1500, in Griechenland um 1200, in Italien um 1000, in Mitteleuropa um 900 und in Norddeutschland um 700 v. Chr.

Es sind demnach zwischen dem Augenblick, wo man das Eisen zuerst in den einzelnen Ländern durch gelegentliche Funde von Bohnerzknollen und Meteorisensteinen kennenlernte, und der Zeit, die als Beginn der Eisenzeit bezeichnet werden kann, viele Jahrhunderte verflossen. Das hat seinen Grund darin, daß das Eisen anfangs ungemein selten und darum fraglos kostbarer war als Bronze. Einen deutlichen Beweis dafür liefert die Tatsache, daß man Schmuck und Münzen aus Eisen oder Eisenschwerver mit Bronzegriffen, ja selbst bronzene Schwerver mit daran genieteten eisernen Schneiden gefunden hat. Wie hoch die Werthschätzung des Eisens noch in Homerischer Zeit war, geht aus einer Stelle der Ilias hervor, wo Achilles im Kampfspiel ein Stück Eisen als Siegespreis erhält. Ein weiterer

Nach gegen Ende des letzten vorchristlichen Jahrtausends berichten die römischen Autoren von den Eisenschwertern der Gallier, daß sie bei jedem Hieb krumm und nach kürzester Zeit stumpf geworden seien. Dazu kommt endlich, daß die große Überlegenheit, die das Eisen heute über die Bronze besitzt, ganz wesentlich auf seiner Massenproduktion beruht, die frühere Zeiten in solchem Umfang niemals kannten. Sie ist erst in der Neuzeit möglich geworden, nachdem man an Stelle jener kleinen, bei jeder Schmelzung nur wenige Kilogramm liefernden Öfen und Herde die großen Hochofen bauen gelernt hatte, denen ein ständiger Strom von geschmolzenem Eisen entströmt.

In ältester Zeit waren die Eisenschmelzer zugleich auch die Erzgräber und Schmiede, die die ohne Bergbau zu gewinnenden Sumpfs-, Wiesen- oder Seeerze zu sogenanntem Luppeneisen verschmolzen und als solches in den Handel brachten. Diese Schmiede bildeten eine Zunft, eine eigene Kaste, deren Mitglieder von Ansiedlung zu Ansiedlung im Land umherzogen und die mitgebrachten Luppen oder das an ergiebigen Orten unmittelbar gegrabene Metall je nach den Bedürfnissen der Anwohner verarbeiteten. Der Schmied galt überall als der meist erfahrene Mann, der weit in der Welt herumgekommen, viel Wissen in der Fremde erworben habe, er galt als Heilkünstler für Mensch und Tier, als Kenner gehei-



Abb. 6. Der Bronzehelm vom Paß Lueg.
Nach G. Kyrle, „Urgeschichte des Nordlandes Salzburg“
(Wien 1918).

(Aus Dr. Leonhard Franz, „Urgeschichtliches Leben in den Alpen“).
Eine ausführliche Würdigung dieses Werkes, auf das wir an dieser
Stelle kurz empfehlend hinweisen, erfolgt in einer der nächsten Hefen.

das vor- und frühgeschichtliche Eisen von der Bronze sowohl durch Geschmeidigkeit als durch Härte übertrassen. „ewigen Hämmerer“ zur Nachtzeit am funkensprühenden Amboss hantierten.

Zu Schiff durch die Wüste.

Zum sechzigjährigen Bestehen des Suezkanals.

Von Dr. Dr. Gerhard Benzmer.

Gerade sechzig Jahre sind's her, da wurde jener Kanal zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meer eröffnet, der nach dem kleinen, am südlichen Ausgang der Wasserstraße gelegenen Ort Suez den Namen erhielt. Der Gedanke, die 160 Kilometer lange Landbrücke zwischen Afrika und Asien zu durchstechen, war damals freilich durchaus nicht neu. Schon anderthalb Jahrtausende vor Christus gab es einen „Suezkanal“; die alten Ägypter, die Römer und dann wieder die Kalifen hatten sich einen in den Verfallszeiten freilich immer wieder versandenden Wasserweg zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer geschaffen. Leibniz schlug dem „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. den Bau eines Suezkanals vor, und Napoleon hätte ihn ausführen lassen, wenn sich seine Ingenieure nicht völlig verrechnet hätten. Heute mag man es kaum glauben, daß 1858, als mit dem Bau des neuen Kanals begonnen wurde, in England kein Mensch auch nur eine einzige von den 400 000 Aktien zu je 500 Frank zeichnen wollte. Längst ist England der Hauptnutznieser des Kanals geworden; und die vier Millionen Pfund, die Albion erst gegen Ende der siebziger Jahre auf des weitblickenden Disraeli Initiative hin in Suezkanalaktien anlegte, haben sich hundertfältig bezahlt gemacht. Denn ganz abgesehen von den Zinsen und Dividenden, die England aus seinen Anteilen erhält, ist der Suezkanal, der den Seeweg von Indien nach dem englischen Mutterlande um rund die Hälfte verkürzt, in erster Linie eine britische Wasserstraße, und wenn England auch offiziell die Unabhängigkeit Ägyptens ausgesprochen hat, so hat es sich doch sehr bezeichnenderweise den militärischen Schutz der Kanalzone vorbehalten! Und was nicht übersehen werden darf: mit seiner Mandatargewalt über Syrien hat es nun auch das östliche, asiatische Ufer des Kanals in die Hand bekommen!

Auf den Fremden, der zum ersten Male den Suezkanal durchfährt, wird die seltsame Schiffsreise mitten durch die Wüste ihren Eindruck nicht verfehlen. Schon wenn sich der Dampfer Port Said nähert, grüßt weithin von der Mole, die den Niltschlamm von der Einfahrt des Suezkanals fernhält, das Standbild des Franzosen v. Lesseps, der den Kanal erbauete. Kaum bleibt dann das Hafengewirr der an der Grenze von Afrika und Asien gelegenen Stadt, in der sich alle Gauner der Welt ein Stelldichein zu geben scheinen, zurück, so beginnt auch schon die Wüstenfahrt. Mit der vorschrittmäßigen Höchstgeschwindigkeit von zehn Stundenkilometern schiebt sich das Schiff, gespensterhaft begleitet von dem eigenen, über sonnenglühenden Sand und wellige Wanderdünen hinwegziehenden Schatten, durch den spiegelglatten Wüstengraben; und wenn man nicht gerade senkrecht abwärts schaut, so sieht man überhaupt nichts vom Wasser, sondern das Auge erblickt nur ein einziges, endloses und unübersehbares Gewoge von Sand. Allergrößte Sorgfalt erfordert hier die Navigation, denn in dem schmalen Fahrwasser und bei der geringen Wassertiefe gehorcht der Schiffsleib dem Steuer nicht so willig wie etwa auf offener See.

Plötzlich glaubt man sich in ein Traumland oder zum mindesten in einen zoologischen Garten versetzt: auf der wattenartigen, trockengelegten Fläche eines Wüstensees tummeln sich Tausende und aber Tausende rosentröter Flamingos.

Zur Rechten ein schmaler Damm, der die erhaltene Fläche

des Sees vom Kanal trennt. Ganze Fischers flottillen flinker Dhahabien tummeln sich auf der glitzernden Wasserfläche; der Damm aber trägt den Schienenweg nach Kairo und Suez und den — Süßwassergraben. Süßwasser! Man spricht es so leicht hin, und nur die wenigsten ahnen, welche Bedeutung diesem Begriff hier zukommt! Als der Kanal gebaut wurde, mußte das kostbare Naß, das heute der Graben aus dem Nil herbeiführt, täglich auf 1600 Lastkamelen den 25 000 Kanalarbeitern gebracht werden, so daß nur die Kosten der Süßwasserversorgung an jedem Tage 8000 Goldfrank verschlangen!

Gleichsam als sollten die Bilder vergangener Tage zu neuem Leben erweckt werden, gleitet der Dampfer nun an einer Kamelkarawane vorüber, die auf dem schmalen Pfad des Damms dahinzieht. Zwischen den Beduinen im weiten, wallenden Burnus und den Passagieren des Schiffes hebt Rufen und Winken an. Und der Zufall will es, daß in diesem Augenblick der Kairo-Express dahergebraust kommt.

Wüste und Wüstensee, rosentröte Flamingos, arabische Daus, Kamele, Beduinen, Pullmanzug und Luxusdampfer: ein wunderbares Gemisch von Tausendundeiner Nacht und moderner Technik!

Gut ein Viertel des Weges liegt hinter uns: da zeigen reger Karawanen- und Pilgerverkehr an den Ufern, Eisenbahnschuppen und eine bewegliche Schwimmbrücke, daß der Kanal eine wichtige Landverkehrsstraße kreuzt. El Kantara, „die Brücke“, heißt der auch im Weltkrieg viel genannte Ort, in dem die uralte Völkerstraße zwischen Asien und Afrika auf den heutigen Suezkanal trifft, und von dem auch jetzt die im Kriege gebaute Eisenbahn ihren Ausgang nimmt, die Syrien und Mesopotamien mit Ägypten verbindet.

Glutrot geht der Sonnenball in der Unermeßlichkeit der Wüste zur Ruhe. Schnell und Übergangslos ist die Nacht da, und schon flammt am Bug des Schiffes der elektrische Scheinwerfer auf. Über die welligen Sanddünen der Wüste flutet fahl das Licht des aufgehenden Mondes: ein seltsames und gespenstisches Bild!

Schiffe begegnen uns, finstere Frachtkähne und hell erleuchtete Passagierdampfer mit Hunderten blitzer Bullaugen. Schemenhaft gleiten sie vorüber. Bald müssen wir an den Ausweichstellen anhalten und die begegnenden Dampfer passieren lassen, bald wieder ziehen wir selbst an ihnen vorüber, je nachdem das Kanalreglement und die zeitweiligen Stromverhältnisse es vorschreiben. Ein genau arbeitendes Signalsystem gibt von Station zu Station Auskunft hierüber.

Als ich am nächsten Morgen das Deck betrete, schaukelt das Schiff auf der Reede von Suez. Von öden Ufern grüßt das malerische Bild der Stadt, die bis zur Entdeckung des Seeweges ums Kap der Guten Hoffnung den Hauptstapelplatz des europäisch-indischen Handels bildete. Gleichsam wie der wohlerhaltene großartige Rahmen zu einem längst verblassten Bild ragt hinter dem Häuflein der Häuser das starre Atakahegebirge auf. Die ersten Strahlen des eben hinter der Wüste emporsteigenden Sonnenballs tasten über nackte Felschroffen, zaubern glänzende Lichter und tiefe Schatten auf ragende Grate und in trostlose Abgründe. Blaugrau dehnen sich die Fluten des Golfes von Suez: die Fahrt durch den Kanal ist zu Ende.

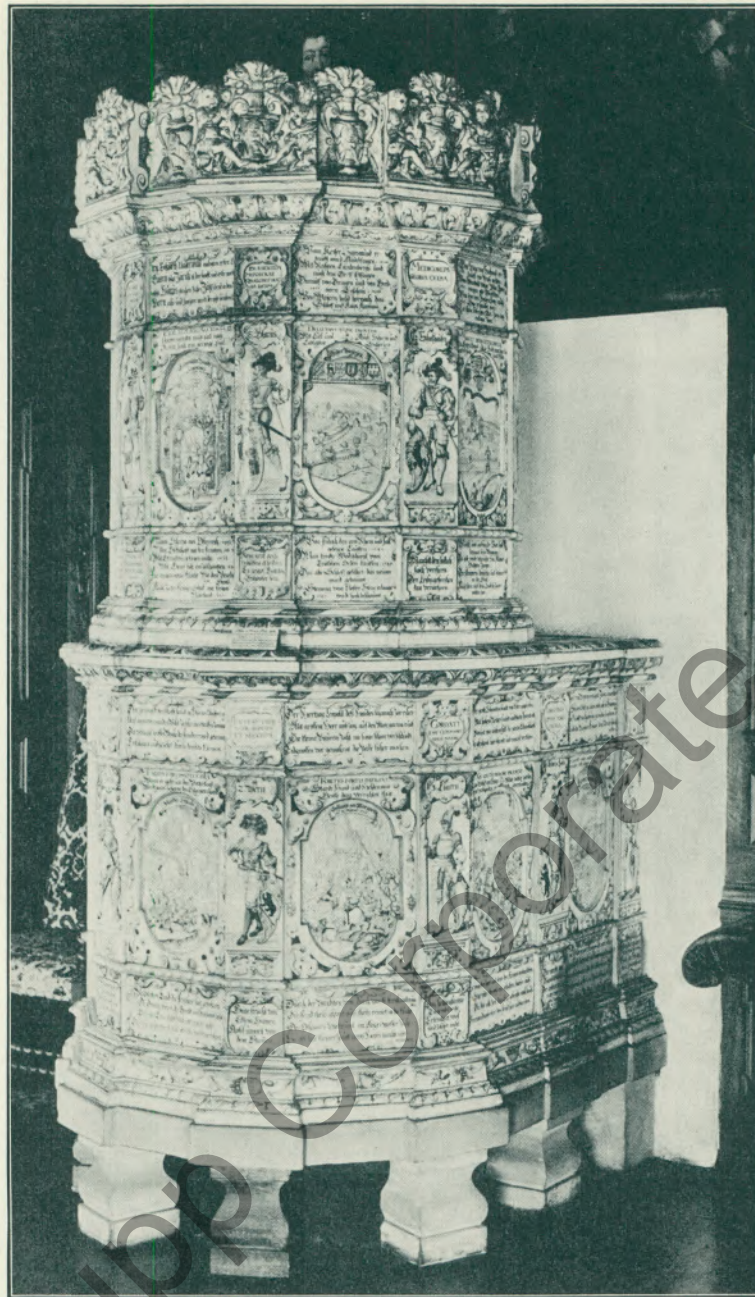


Abb. 1. Rachelofen mit schweizerischen Historienbildern
erbaut von David Pfau II zu Winterthur (Anfang 17. Jahrhundert).

Der deutsche Ofen.

Eine kulturhistorische Studie.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

„Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts zu wünschen.“

(Goethe, Brief an Herder 1790.)

Es erscheint im ersten Augenblick verblüffend, daß Goethe so hohe Werte wie das Leben seines zarten Kindes (1789 geboren) und die Treue Christianens in einem Atemzug mit dem Funktionieren seines Stubenofens nennt. Aber er, der auch zuerst auf die künstlerische und ethische Bedeutung der Schweizer Ofenkeramik hingewiesen hat, mußte aus mancherlei Erfahrungen, was ein guter Rachelofen bedeutete.

Es war ein weiter Weg, den der Mensch der nördlichen Länder gehen mußte, bis Erfindergeist, deutsche Beschaulichkeit, Handwerksfleiß und Kunstfertigkeit im Rachelofen eine Wärmequelle geschaffen hatten, die nicht nur den hygienischen Forderungen genügte, sondern auch höheren Ansprüchen Befriedigung gab. Als die älteste Form aller deutschen Heizanlagen gelten die Steinrichter, die man 1873 bei



Abb. 2. Kokoko-Ofen
im Bayerischen Nationalmuseum
München (um 1750).

deutschen Alpenländer ist. Im deutschen Norden scheint der Ofen erst spät Eingang gefunden zu haben; hier war die Kaminheizung beliebter. In Süddeutschland versetzte man zunächst den Ofen der Badestube in den Wohnraum. Die Badestube — ein eigenes kleines Haus des Gehöftes — führt schon um die Mitte des ersten Jahrtausends den Namen stuba, vermutlich von den stiebenden Wasserdämpfen. Indem man ihren gemauerten Ofen in den Wohnraum transportierte, übertrug man auch den Namen Stube auf das heizbare Zimmer. Wie das deutsche Bürgerhaus aus dem Bauernhaus entstanden ist, so fand auch der Stubenofen auf dem Umweg über das Bauernhaus Eingang in das städtische Wohnhaus.

Der älteste Zimmerofen ist noch ein plumper Gefelle: oft turmähnlich wie der damalige Backofen, aus dem er in manchen Gegenden hervorging, oft langgestreckt und gewölbt wie eine Tumba. Ihn baute und reparierte noch der Maurer. Die älteste deutsche Dorfgeschichte, der „Meier Helmbrecht“, um 1250 im Innviertel verfaßt, gibt uns ein Bild des mittelalterlichen Bauernofens. Er war so groß, daß sich in seinem Innern Räuber verstecken konnten und diente auch zum Backen. Auf dem Ofen schlief man, wie dies in Tirol heute noch der Fall ist. Allmählich kam man darauf, die Stein- oder Lehmwand des Ofens



Abb. 3. Kokoko-Ofen
im Schloß Monbijou
Berlin (um 1750).

mit Löpfen zu durchsetzen. Auf diese Weise förderte man die Wärmeabgabe. Das älteste deutsche Ofenbild, ein Fresko aus dem Kanonikatshaus des Chorherrnstiftes St. Johann in Konstanz, das bald nach 1300 gemalt sein muß, zeigt den Ofen noch in dieser Form. Das Verwenden runder Löpfe hatte konstruktive Schwierigkeiten. Man bog deshalb den Rand des Topfes um und gab ihm eine viereckige Außenfläche. So ließ er sich leichter einreihen, namentlich als man die Stein- und Lehmwände ganz aufgab und den Ofen nur aus Racheln aufbaute. Erst mit dem viereckigen Rahmen der Rachel war für die höhere Entwicklung des Zimmerofens ein brauchbares Konstruktionselement geschaffen. Die Rachel hat im Laufe der Jahrhunderte Gestalt und Format oft geändert. In der Hauptsache unterscheiden wir Konfakacheln, Konvektacheln und Flachacheln; letztere werden am modernen Ofen am meisten verwendet.

Ganze Ofen haben sich aus der romanischen Zeit nicht erhalten. Selbst einzelne romanische Racheln sind in den Museen sehr selten. Die ältesten deutschen Racheln (11. oder 12. Jahrhundert) dürften sich in Straßburg befinden. Die ersten, die sich urkundlich datieren lassen, sind im Hessischen Landesmuseum. Sie wurden in den Ruinen von Lannenberg (an der Bergstraße) ausgegraben. Da die Burg 1399 geschleift wurde, müssen sie dem 14. Jahrhundert angehören. Der älteste vollständige Rachelofen, der sich erhalten hat, ist der des Schlosses Tirol. Er stammt aus der gleichen Zeit. Der zweitälteste steht in der landesfürstlichen Burg von Meran und ist zwischen 1446 und 1480 gesetzt worden. Fast alle Ofen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sind Hinterlader, das heißt: ihre Heizung erfolgte nicht in dem Raum, in dem sie standen, sondern vom Korridor oder einem Nebenraum aus.

Die Gotik machte in der dekorativen Ausgestaltung der

Plattform an der Oder entdeckte. Es sind runde Feuerlöcher, einen Meter tief in die Erde gegraben und mit Findlingen ausgefüllt. Die Steine sollten die Glut des Feuers gleichmäßig verteilen und länger festhalten. Damit war das Prinzip des Rachelofens gefunden. Einen Rauchabzug hatten diese ersten Ofen noch nicht. Der Rauch reizte vielmehr den Bewohnern die Augen und suchte sich dann durch die Ritzen des primitiven Hauses einen Ausweg. Auch im germanischen Hause ist der Herd die Wärmequelle. Wie einstmalig beim Nomadenzelt befand er sich im Mittelpunkt des einzigen Raumes. Zuerst machte man das Feuer direkt auf dem Lehmbooden, später mauerte man eine niedere Feuerstätte auf. Auch die Königsburg hatte keine andere Heizanlage. Der angelsächsische Mönch Beda (gestorben 735) zeigt uns den König, wie er mit Herzögen und Edlen beim Mahle sitzt, „wenn das Herdfeuer in der Mitte angezündet und der Gastsaal erwärmt ist, draußen aber die Winterstürme toben mit Schnee und Schloßregen“. In Norwegen schaffte König Olaf (1066 bis 1093) das Herdfeuer ab und versah seine Halle mit gemauerten Ofen. Wann und wo auf deutschem Boden der erste Zimmerofen errichtet wurde, bleibt für immer in Dunkel gehüllt. Der Altmeister der deutschen Ofenforschung, Professor Rudolf Mesinger, Graz, hat die Theorie verfolgt, daß die Römer den Rachelofen gekannt und nach den germanischen Provinzen verpflanzt hätten. Aber das erwies sich als Irrtum. Die früheste Erwähnung des Rachelofens findet sich in einem Gesetz des Langobardenkönigs Liutprand (713 bis 744). Es regelt die Löhne für das Ofensetzen. Liutprands Gesetz bezeugt den Rachelofen jedoch nur für Oberitalien. Auf deutschem Boden fehlt uns bis ins späte Mittelalter jede schriftliche Kunde über ihn. Nach alten Überlieferungen dürfen wir jedoch annehmen, daß der Rachelofen eine Erfindung der

Ganze Ofen haben sich aus der romanischen Zeit nicht erhalten. Selbst einzelne romanische Racheln sind in den Museen sehr selten. Die ältesten deutschen Racheln (11. oder 12. Jahrhundert) dürften sich in Straßburg befinden. Die ersten, die sich urkundlich datieren lassen, sind im Hessischen Landesmuseum. Sie wurden in den Ruinen von Lannenberg (an der Bergstraße) ausgegraben. Da die Burg 1399 geschleift wurde, müssen sie dem 14. Jahrhundert angehören. Der älteste vollständige Rachelofen, der sich erhalten hat, ist der des Schlosses Tirol. Er stammt aus der gleichen Zeit. Der zweitälteste steht in der landesfürstlichen Burg von Meran und ist zwischen 1446 und 1480 gesetzt worden. Fast alle Ofen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sind Hinterlader, das heißt: ihre Heizung erfolgte nicht in dem Raum, in dem sie standen, sondern vom Korridor oder einem Nebenraum aus.

Die Gotik machte in der dekorativen Ausgestaltung der

Heizanlage einen großen Schritt vorwärts. Der Kachelofen ist schon weit verbreitet. Die Töpfer verstehen sich auf das Formen der Kacheln so gut, daß sie den Ofen aus einem schlichten Gegenstand des Hausrats in ein Kunstwerk umwandeln. Die Kacheln der Frühgotik sind oft schilderkäuförmig. Sie zeigen gelbe, grüne und braune Nischen, die sich aus Halbzylindern entwickelt haben. Reiches Maßwerk, Zinnen, Giebel und andere Ornamente schmücken die fensterartige Form wie bei den Kacheln von Lannenberg. Die Nischenkacheln des Germanischen Museums tragen vielfach figürlichen Schmuck.

Hauptstücke künstlerischer Ofenkeramik werden allmählich Franken, insbesondere Nürnberg, und Salzburg. In den Stenzimmern der Festung Hohensalzburg steht das kostbarste Stück, das die gesamte Ofenkeramik geschaffen hat. Dieser Majolikaofen (Abb. 4) trägt zwar die Jahreszahl 1501, doch dürfte dies nur das Jahr der Vollendung sein. Der Meister stammte vermutlich aus Hallein. Durch die satte Pracht der Farben, die graziose Anmut der hundertfünfzig Figuren, der Gialen, Kranzgesimse und Krönungen erscheint der Ofen als ein Kunstwerk, an dessen Nachbildung sich noch kein Töpfer gewagt hat.

Die Architektur, die schon in der Gotik die Tektonik und Dekoration des Kachelofens stark beeinflusste, tritt in der Renaissance mit antikisierenden Pilastern, kräftigen Gesimsen, Hermen, Karyatiden und Nischen noch mehr in den Vordergrund. Unter ihrem Einfluß entstehen auch die perspektivischen Kacheln, bei denen man den Eindruck eines stark in die Tiefe gehenden, nach rückwärts verjüngten Raumes erhält. Ein Gegenstück dazu sind die perspektivischen Gitter der Kunstschmiede. Im Barock tritt die Farbe zurück und die plastische Ausschmückung an die erste Stelle. Die Prachtofen, die Adam Vogt aus Landsberg am Lech um 1626 für das Rathaus in Augsburg schuf (fünf Meter hoch!) sind unglasiert und nur mit Graphitanstrich versehen. Die Kachel, deren hölzerne Form schon am Ausgang des Mittelalters von Bildhauern gefertigt wird, hat jetzt eine Höhe von einem Meter. Dadurch

ist es möglich, einen Ofen aus nur sechs Kacheln aufzusetzen; im Germanischen Museum sieht man ein solches Exemplar. Mit welcher Schwere der Kachelofen im nördlichen Deutschland in das 18. Jahrhundert eintritt, zeigt ein Stück im Hohenzollernmuseum (Schloß Monbijou) in Berlin. Es ist

um 1720 entstanden und um 1900 aus einem Schloß der Mark (Köpenick, Dranienburg?) hierher versetzt worden. Durch seine starke Betonung der Horizontalen gehört dieser Ofen zu den breitesten Deutschlands.

Den mannigfaltigen Einfluß, den Wien im Rokoko auf die süddeutsche Ofenkeramik ausübte, zeigen die Prunköfen der Würzburger und der Münchener Residenz. Auch die schönsten Ofen von Schloß Brühl (bei Bonn) sind bayerische Arbeiten mit österreichischem Einschlag.

Um 1750 besitzt der Kachelofen seine eleganteste Form. Die feinsten Stücke liefert Süddeutschland. Die norddeutschen Ofen bleiben schwerer, gedrungener, wie die Exemplare des Märkischen Museums in Berlin und des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe zeigen. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an tritt immer mehr das Bestreben auf, den Kachelofen aus einem Werk der Architektur in ein Gebilde der Plastik umzuwandeln. Hervorragende Beispiele dafür sind der buntglasierte Rokokoofen mit der Dame im Bayerischen Nationalmuseum (Abb. 2) und der Ofen der Sammlung Delong in Paris im Stile Louis XVI. (Abb. 6). An das Können des Töpfers stellen solche Stücke die höchsten Anforderungen.

Auf die Freude an den leicht geschwungenen, kapriziösen C- und S-Kurven folgt in Paris die Schwärzerei für die strengen Formen des griechischen und römischen Altertums. Alles soll „à la grecque“ sein, selbst die Haarfrisuren, die Tabaksdosen und die Handtaschen. In Deutschland hatten Winkelmann und Lessing der Antike den Weg bereitet. Da die Griechen noch keinen Kachelofen besaßen, sucht man Ersatz bei dem antiken Grabmal, der Säule, dem Opferaltar. Man nennt den Ofen jetzt „Opferaltar des Vulkan“ und gibt ihm neben den genannten Architekturformen gern die Gestalt des Lysistratusdenkmals,

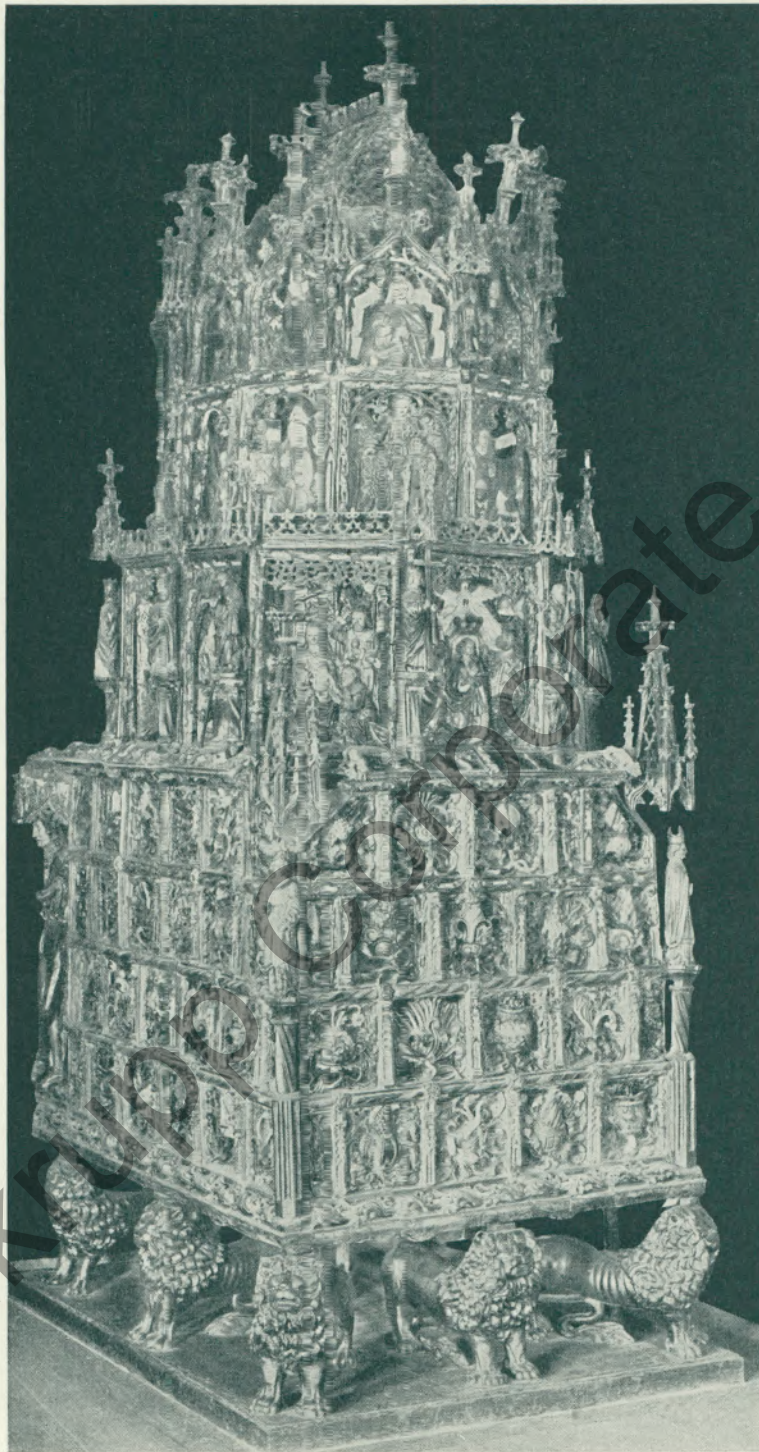


Abb. 4. Majolika-Ofen der Festung Hohensalzburg (1501), das kostbarste Stück der deutschen Ofenkeramik.



Abb. 5. Empire-Ofen
mit römischen Motiven aus Stadthof.
Bayerisches Nationalmuseum.

der Base oder Pyramide. Daß bei dieser Verleugnung der Zweckform alle heiztechnischen Zwänge in den Hintergrund traten und die Heizflächen ganz ungenügend waren, ist klar.

Die Vorliebe der Zeit für das Porzellan gab auch dem Ofen ein porzellanartiges Aussehen. Die besseren Ofen sind meist in Weiß und Gold gehalten. Der mächtige Einfluß Delfts machte sich in der blauen Bemalung weißglasierter Ofen geltend. Wie man um 1800 durch das neuromische Imperium Napoleons antike Dekorationsmotive (Widderköpfe, Perlschnüre, Eierstäbe, Girlanden, Vasen usw.) am Kachelofen aufleben ließ, zeigt lehrreich der schöne Ofen aus Stadthof (bei Regensburg) des Bayerischen Nationalmuseums (Abb. 5).

Eine eigene Gruppe für sich sind die Schweizer Kachelöfen. Ihr künstlerisches Zentrum war Winterthur. Hier treffen wir seit dem 16. Jahrhundert ganze Dynastien von Hafnern und Ofenmalern. Im hellsten Lichte steht durch drei Jahrhunderte die Hafner- und Malerfamilie Pfau (Abb. 1).

Von Ludwig Pfau I (1573 bis 1630) stammt der berühmte Ofen im Seidenhof zu Zürich, der jetzt im Schweizerischen Landesmuseum steht (Abb. 8). Er zeigt die Eigenart der Schweizer, prachtvoll gegliederte Sitze aus Kacheln neben dem Ofen anzubringen. Dadurch, daß die Majolika-technik (Zinn-
glasur) früh in Winterthur eindrang, war es den Hafnern möglich, in leuchtenden Farben (Grün, Gelb, Rot, Blau, Violett) prachtvoll bemalte und architektonisch reiche Ofen zu schaffen. Dabei sind diese Ofen im Gegensatz zu den Tirolern materialgerecht. Einen reizenden Einblick in die Malstube seines Hauses gibt uns Ludwig Pfau 1610 durch die Kacheln der Abb. 7. Man muß an den „Hieronymus im Gehäus“ Albrecht Dürers denken. Der Künstler sitzt einsam am Tisch und malt aus einem Kostümbuch das Bild eines Zeitgenossen auf die Kachel.

Winterthur versorgte allmählich nicht nur die Schweiz, sondern auch Süddeutschland mit bunten Fayenceöfen. Um 1780 verfiel seine Kunst. In Deutschland brachte der Beginn des 19. Jahrhunderts den Verfall der Ofenkeramik. Die letzten künstlerisch wertvollen Kachelöfen schafft das Empire. Was später folgt, hat mit Kunst nichts mehr zu tun.



Abb. 6. Ofen im Louis-XVI.-Stil.
Sammlung Lelong, Paris (um 1780).



Jahrhunderte hindurch hat der Kachelofen dem deutschen Hause eine stimmungsvolle Behaglichkeit verliehen, die Poesie und Malerei gern behandelt haben. Mathias Claudius dichtete ein „Lied, hinterm Ofen zu singen“, Voss gab seinem „Siebzigsten Geburtstag“ durch den „wärmenden Ofen“ die richtige gemütliche Winterstimmung. Im „Trompeter von Säckingen“ lädt der gastfreundliche Pfarrherr nach dem Mahle den Gast ein, seine Odyssee zu erzählen, und spricht:

„Als Odysseus drum behaglich
Setzt Euch auf die Bank am
warmen
Kachelofen, dieser ist ein
Brütnest trefflicher Gedanken,
Ist auch nach Schwarzwälder
Brauch der
Ehrensitz für den Erzähler.“

Ja, erzählt wurde am Kachelofen. Manches alte Märchen, manche prächtige Spinnstubengeschichte, manches schöne Volkslied ist in seinem Frieden erdacht oder weitergegeben worden.

Abb. 7. Kacheln mit der Dferia
von Ludwig Pfau (1610).

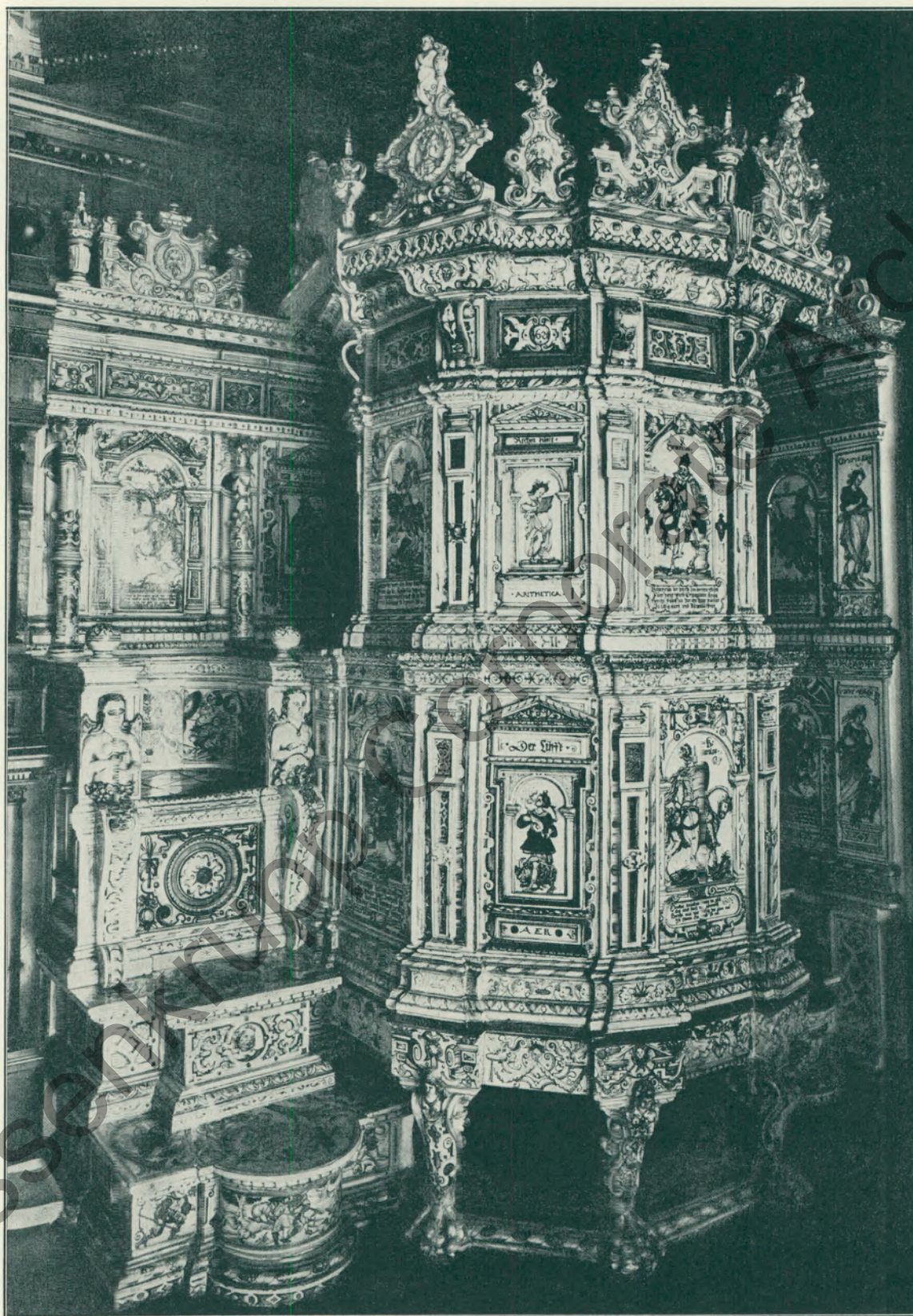


Abb. B. Die Perle der schweizerischen Ofenbaukunst.
Ofen von Ludwig Pfau I aus dem Seidenhof in Zürich (16. Jahrhundert).

Medizinische Betrachtungen zur Erholungsfrage.

Von Dr. Emil Lenk und Dr. Hans Zweig.

Die Frage der Erholung hängt naturgemäß auf das innigste mit der Ermüdung zusammen; beide gelten aber nicht nur für den ganzen Menschen, sondern auch für seine Organe, Gewebe und Zellen. Die moderne Forschung hat uns gelehrt, daß es auch an der einzelnen Zelle, der letzten für unsere Sinne erkennbaren Einheit des Lebendigen, Zustände von Ermüdung und Erholung gibt, die einander in gesetzmäßiger Folge ablösen. Wir können im Mikroskop von einer bestimmten Zelle, z. B. einer Drüsenzelle, oft aussagen, ob sie sich im Zustand der Tätigkeit oder der Ruhe befindet. Die Chemie hat uns auch gezeigt, daß es wahrscheinlich besondere Stoffe, Ermüdungsstoffe, gibt, die im arbeitenden Körper gebildet werden und bei Überschreitung einer bestimmten Menge die Tätigkeit dieses Organs in störendem Sinne beeinflussen. In der Zeit der Ruhe und der Erholung werden diese während der Arbeit angesammelten Ermüdungsstoffe hinweggespült und der Zustand völliger Arbeitsfähigkeit damit wiederhergestellt.

So erscheint uns dieser Wechsel von Ermüdung und Erholung nur als der besondere Fall eines alles Lebendige beherrschenden Gesetzes: der Aufeinanderfolge von Aufbau- und Abbauvorgängen. Man hat nach Methoden gesucht, um die Wirkung der Ermüdung rechnerisch feststellen zu können. Am meisten eingebürgert hat sich dabei die von dem berühmten Psychiater Kräpelin angegebene Methode des fortlaufenden Addierens, wodurch körperliche und geistige Ermüdung gleichzeitig gemessen werden. Der Versuchsperson werden Rechenhefte vorgelegt, in denen einzelne Zahlen zu addieren sind. Von fünf zu fünf Minuten wird unter die Ergebnisse ein Strich gemacht. Die Zahl der in der Zeiteinheit, z. B. einer Minute, vollzogenen Additionen und der dabei gemachten Fehler gibt einen Maßstab für die eintretende Ermüdung. Naturgemäß wächst dieselbe immer mehr, und damit sinkt auch der Arbeitsgrad; unmittelbar vor dem Schluß aber ist wieder, offenbar durch den Gedanken an die Beendigung der Arbeit, ein Ansteigen der Arbeitsqualität feststellbar. Diese Ergebnisse sind deshalb von so großer Bedeutung, weil sie uns lehren, in welchem Abschnitt der Arbeit eine Erholung ihren Zweck am besten erfüllt, denn die Unterbringung der Erholungspausen hat auf den Wert der Leistung einen entscheidenden Einfluß.

Ein Beispiel mag uns das veranschaulichen. In einem großen Eisenwerk waren 80 000 Tonnen Gußeisen zu verladen. 75 Mann waren an der Arbeit, und jeder konnte durchschnittlich $12\frac{1}{2}$ Tonnen am Tage bewältigen. Auf Befragung meinten die Fabrikanten, daß ein Arbeiter es nie über 18 Tonnen bringen werde. Taylor ließ nun eine Anzahl ausgewählter Arbeiter so arbeiten, daß sie die von ihm eingeführten Pausen gewissenhaft einhielten — Pausen, die den Zweck hatten, die eintretende Ermüdung gleich zu zerstreuen —, und das Ergebnis war, daß die Arbeiter durchschnittlich $47\frac{1}{2}$ Tonnen täglich bei geringerer Arbeitszeit trugen, ohne stärker zu ermüden.

Die Frage scheint uns aber mit der bloßen Berücksichtigung körperlicher Vorgänge nicht erschöpft, da in das Getriebe derselben ständig, bald fördernd, bald hemmend, ein Faktor eingreift, dessen Bedeutung in neuester Zeit in immer steigendem Maße erkannt wurde: das Seelische. Eines der wichtigsten Gesetze, die unser seelisches Leben beherrschen, ist die Sehnsucht nach Wechsel und die nie versiegende Freude an ihm. Waren wir gezwungen, längere Zeit zu sitzen, vielleicht noch dabei in angespannter Aufmerksamkeit einer Rede zu lauschen, so fühlen wir das Verlangen, herumzugehen und von unseren

so lange zur Ruhe verurteilten Gliedern Gebrauch zu machen. Unserer Freude an der Abwechslung wegen sind wir auch für die Reize der Natur am empfänglichsten, wenn wir, wie Jerusalem sagt, „ermüdet vom nervenerregenden Stadtleben uns hinausflüchten in Wald und Flur, wo die würzige Luft uns erfrischt, wo wir leicht und mühelos Gelegenheit finden, im Freien Bewegung zu machen, wo wir, dem beengenden Zwang der Etikette entronnen, uns selbst und unserer Eigenart leben“. Der Sinn für Natur hat sich ja erst spät entwickelt, in einer Zeit, in der eine gewisse Übersättigung an Kultur eingetreten war. Diese Frage der Abwechslung ist auch für den Schulbetrieb von großer Bedeutung; denn es handelt sich hier darum, die einzelnen Gegenstände in einer derartigen Reihe einander folgen zu lassen, daß das im Laufe der Stunde naturgemäß abnehmende Interesse durch den neuen Gegenstand immer wieder neu angefacht wird. Auch Untersuchungen an den Arbeiten Erwachsener haben gezeigt, daß die Leistungshöhe ganz wesentlich verbessert werden konnte, wenn die Eintönigkeit der Arbeit unterbrochen wurde oder der Stoff einen Wechsel erfuhr.

Unser Bedürfnis nach Erholung ist also auch, vielleicht vor allem, ein Bedürfnis nach Abwechslung. Oft hört man Menschen in Verkennung dieses Sachverhaltes behaupten, sie seien krank und nervös, weil sie sich schon Jahre hindurch keine Erholung gegönnt hätten und sich dies Versäumnis jetzt an ihnen räche. Einer solchen Anschauung muß mit Entschiedenheit entgegengetreten werden. Ohne natürlich den unendlichen Nutzen einer Erholung bestreiten zu wollen, muß die Tatsache zu denken geben, daß es viele Menschen gibt, welche durch Jahre intensiv und ohne Unterbrechung arbeiten, ohne daß eine Schädigung ihres Gesundheitszustandes festgestellt werden könnte. Wir kennen auch viele Nervöse, welche in den Zeiten der „Ausspannung“ eine bedeutende Zunahme ihrer Beschwerden verzeichneten. Berücksichtigen wir, daß die Nervösen dazu neigen, ihre eigenen körperlichen und seelischen Zustände mit erhöhter Aufmerksamkeit und liebevoller Sorgfalt zu beobachten, so wird es uns nicht verwundern, daß diese Kranken, beschäftigungslos und sich selbst überlassen, eine Verschlechterung ihres Befindens spüren werden. Solche Neurotiker waren dem Arzt dankbar, der ihnen nicht riet, auszuspannen, sondern folgerichtig und vernünftig zu arbeiten; denn körperliche und geistige Arbeit sind ja die natürlichen Ableiter dieser Beschwerden, wenn sie auch natürlich keine restlose Heilung herbeiführen. Die Annahme, als ob ein Nichtausspannen, ein Mangel an Erholung zwangsläufig zu einer Erkrankung führen müsse, muß auch deshalb bekämpft werden, weil sie ja die günstigsten Bedingungen für eine nervöse Erkrankung schafft. Sind wir völlig davon überzeugt, daß wir bei bestimmten Voraussetzungen erkranken werden, so wird diese Vorausahnung auch sicher erfüllt werden. Die Nervenheilkunde spricht in solchen Fällen von Erwartungsneurose. Die angstvolle Erwartung eines Zustandes hilft ihn selbst herbeizuführen, sie ist vielleicht das geeignetste Mittel, um seine Entstehung sicherzustellen. Da wir wissen, daß Angst meist in innigem Zusammenhang mit sexuellen Kräften und Energien steht, ist es ein merkwürdiges Ergebnis unserer Betrachtungen, daß die Angst die Triebbefriedigung schafft, vor der sie entfliehen will. Derjenige, der sich von jeder erwartungsneurotischen Stellungnahme freimacht, wird auch die besten Vorbeugungsmaßnahmen treffen; für ihn werden Ermüdung und Abmüdung im Lebenskampf keine schreckenden Gespenster bedeuten.

OZEWANIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.



Scherls Bilderdienst.

„Es ist so groß, daß es wie ein Korken aus der Flasche gezogen werden muß“, hatte eine Zeitung nach der ersten Fahrt geschrieben...

24.

Sonja hatte Paris im Sturm erobert.

Hatten die Kontrakte auch nur einen Augenblick gewackelt, ihr erstes Auftreten segte alle Bedenken fort. Ihr neuer Name „La Ventana“, den sie seit dem Betreten Europas nach einem bekannten Gebirge führte, wurde ein Begriff, denn das, was sie brachte, war neu: defekante Urwüchsigkeit, schlafend verhaltenes Temperament. Aus Widersprüchen zusammengesetzt, tanzte sie Widersprüche und rührte unbewußt an das Innerste einer haltlos suchenden Zeit. Ein wurde durch die sich überstürzenden Verhältnisse zum Sekretär seiner Frau degradiert, er führte nur noch aus, was sie wollte, schloß neue Kontrakte

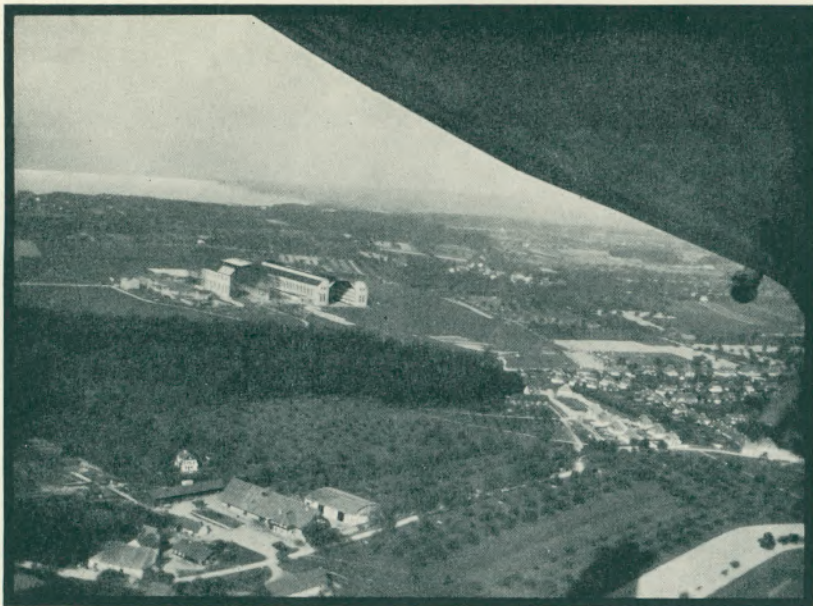
9. Fortsetzung.

ab, wenn sie sie genehmigt hatte, und hatte besondere Mühe, sich aus vertraglich festgesetzten Verpflichtungen wieder herauszuwinden, wenn sie ihr plötzlich nicht mehr paßten.

Und das kam oft genug vor.

Sonja fand Gefallen daran, mit ihrer Macht zu spielen, die Befehle nach eigenem Gutdünken zu biegen, Menschen zu brüskieren, nur um zu zeigen, daß sie es konnte.

Von Geisenheim hatte sie seit Boulogne-sur-Mer nicht mehr gesprochen, dafür um so öfter von dem Marchese. Der kam nach Paris, flog neue Maschinen ein, und zu Sins Entsetzen stieg sie immer wieder mit ihm auf und schoß seine Mahnungen beiseite.



Echels Bilderdienst.

Blick aus der Gondel des „Graf Zeppelin“ auf die Halle in Friedrichshafen.

Als der junge Marchese einmal über eine Woche nicht kam, weil ihm sein Truppenkommandeur den Urlaub verweigerte, befahl Sonja ein Gastspiel in Venedig.

„Es ist doch nur um Tivaroni.“

„Um den ist's.“

„Ich bin dein Mann.“

„Das bezweifelt niemand, du weißt wohl aber auch, daß man sich von unbequemen Männern scheiden lassen kann.“

Er zitterte. „Du wirst mir das nicht antun!“

„Sei vernünftig, und laß mich meinen Weg gehen.“

„Wenn es aber kein guter Weg ist?“

„Es ist mein Weg.“

In Venedig tanzte sie im Erzelsior vor amerikanischen Dollarkönigen und europäischen Fürsten, im Erzelsior bekam sie auch ein Blatt in die Hand, das mit Bildern die Luftschiffpläne der Deutschen erklärte und das auch ein Photo Geisenheims brachte. Ein fixierte sie, aber sie legte es schweigend beiseite und sagte nichts.

Flog aber am andern Morgen mit Tivaroni weit hinaus über die Adria. Als sie wieder gelandet waren, saß sie mit ihm auf der Piazza.

„Sie sollten einen großen Flug machen, Tivaroni!“

Er lachte. „Maschinen gibt es wohl dazu, aber kein Kapital.“

„Es gibt also Maschinen?“ forschte sie.

„Für Überlandflüge und Seeflüge wohl.“

„Und wenn ich Ihnen das Kapital verschaffe?“

„Fliegen will ich wohl.“

In Paris ließ sie sich bei dem Direktor der Sociedad Aeronáutica Franco-Argentina melden. Der empfing sie zuvorkommend. „Sie wollen mit unseren Streckenmaschinen in Argentinien fliegen, Madame, wenn Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren?“

„Ich will mit einer Ihrer Maschinen über den Ozean fliegen.“

Dem Direktor blieb der Mund offen. „Nach Argentinien?“

„Ja!“

„Das ist nicht möglich, die lange Seestrecke, wir tragen uns seit langem mit der Idee, die letzte Verbindung zwischen den Cap Verden und Brasilien, die leider immer noch Schiffsverbindung ist, zu schaffen. Aber es geht nicht.“

„Ich habe einen guten Flieger.“

„Nennen Sie ihn, Madame!“

„Den Marchese Tivaroni.“

„Ein ausgezeichneter Name, aber —“

Sonja sah ihn durchdringend an. „Wollen Sie den Deutschen den ersten Flug überlassen?“

„Sie haben Luftschiffe, leider!“

„Es ist ein Ereignis, wenn ich den Flug übernehme, ein Erfolg, der die Deutschen, wenn sie später kommen, in den Schatten stellt. Ich kenne die Argentinier, sie wollen sehen, Taten, nicht Zeitungsartikel.“

Auf Sonjas besonderen Wunsch verhandelte man, als die Frage in ein entscheidendes Stadium rückte, mit deutschen Werken über den Ankauf einer passenden Maschine. Aber die lehnten ab. Unvorbereitete Ozeanflüge waren etwas in Mißkredit gekommen. Außerdem beschäftigte der Erfolg der Jungfernfahrt der Ozeania die deutsche Öffentlichkeit so vollkommen, daß für andere Pläne kein Raum war.

So verhandelte man mit dem Auslande.

25.

Die Ozeania machte ihre große Fahrt über Deutschland. Als noch die Nebel über dem Bodensee lagen, waren ganz früh am Morgen die Hallentore aufgegangen, dieses Mal zogen Traktoren das Schiff ins Freie.

„Es ist so groß, daß es wie ein Korken aus der Flasche gezogen werden muß“, hatte eine Zeitung nach der ersten Fahrt geschrieben. Die ganze Besatzung war auf ihren Stationen, jedes falsche Manöver konnte das Schiff in die größte Gefahr bringen. Dazu war der Platz draußen so klein, die Stadt und die umliegenden Werke so nahe, daß Geisenheims ganze Navigationskunst dazu gehörte, den Giganten ungefährdet vom Boden fortzubekommen.

In den Kabinen richteten sich die Journalisten, die Deutschland und der Weltpresse Berichte aus der Luft geben sollten, häuslich ein. Alle verfügbaren Plätze waren belegt, dazu hingen noch im Laufgang Hängematten, deren glückliche Besitzer mit Mißtrauen über die Möglichkeiten eines gefahrlosen Einstiegs nachdachten. Im großen Salon, von dessen Fenstern aus man einen überwältigenden Blick hatte, waren Schreibmaschinen und Lautsprecher etabliert.

Die Fahrt, die dem Rhein folgte, war ein Triumphzug. Uldenhof stand neben Geisenheim im Kommandostand. „Damals, als ich das erstemal hier fuhr und das Land von oben sah, war ich noch jung.“

Geisenheim hielt das Schiff auf der badischen Seite, nach Freiburgs Münster zog Straßburg im Morgenlicht vorbei, Karlsruhe leuchtete auf.

Uldenhof redete mehr für sich. „Damals war's plötzlich vorbei — aber dieses Mal siegen wir, wir haben ruhig und zielbewußt gearbeitet, der Erfolg fällt uns nicht in den Schoß.“

Glückwunschtelegramme, Konzerte der Funkstationen, Reden der Bürgermeister der Städte, des badischen Staatspräsidenten, die Funkstation kam keinen Augenblick zur Ruhe. Dazwischen die Berichte an die Presse, die jede Phase der Fahrt verfolgte. Wieder einmal nahm ein Sechzigmillionenvolk von der Tat eines seiner Söhne begeisterten Besitz.

Während das Schiff zwischen Frankfurt und Köln dahin zog, machte Geisenheim seine Runde. Der schmale Laufgang, der das Schiff der Länge nach durchzog, war nur schwach beleuchtet; als die Tür der Passagiergondel hinter ihm zufiel, war es plötzlich totenstill um ihn. Nur die Motoren rauschten ganz leise wie in der Ferne, und die Bohlen des Bodenbelags knarften.



Hansa Luftbild.

„... aus breitgelagertem Häusermeer wachsen zwei Turmspitzen filigranhast ins Blau' ...“

Ein Druck auf einen Hebel ließ eine Galtür aufspringen und eine schmale Leiter durch die freie Luft in die Motorengondel aufklappen. Der diensthabende Maschinist hockte neben seiner Maschine.

„Alles in Ordnung!“ schrie er.

Wieder Stille. Es war ein weiter Weg bis zum Heck, aber noch niemals hatte Geisenheim ein Schiff geführt, ohne es in allen seinen Teilen zu begehen. Hinten an den Ballons arbeitete der Ballonmeister.

„Was gibt's?“

„Die Hülle hat sich auf Steuerbord geklemmt.“

Die vorn in den Salons wußten nicht, welche Verantwortung die Männer trugen, die das Schiff führten. Wohl hatte man am Bodensee mit der Arbeit niemals aufgehört, aber die Erfahrungen fehlten. Und während man in England und Italien und in anderen Staaten, auf der deutschen Erfahrung aufbauend, neue Schiffe konstruierte, fabrizierte man am Bodensee Milchkannen.

Aus dem Dunst der niederrheinischen Tiefebene, in die das Schiff, am Siebengebirge vorbeistreifend, nordwärts vorstößt, wachsen über breitgelagertem Häusermeer zwei Turmspitzen filigranhast ins Blau: der Kölner Dom...

Am Abend hatte das Schiff nach Kreuz- und Querflügen Bremen erreicht, und in der Nacht zog es über die Nordsee nach Holstein hinüber. Die Gäste hatten sich rasch an die Fahrt gewöhnt, die gefahrlos und selbstverständlich durchgeführt wurde. Schreibmaschinen klapperten noch, denn die deutschen Leser wollten zum Frühstück über jede Einzelheit Bescheid wissen, dann kam langsam Ruhe ins Schiff.

Geisenheim schüttelte den Kopf, als Udenhof ihn ablösen wollte. Die Hamburger Seewarte hatte Sturm über dem Skagerrak gemeldet, da brauchte das Schiff seinen Kommandanten.

„Die Dzeania soll zeigen, was sie kann“, sagte Udenhof und ordnete den Kurs um die Nordspitze von Dänemark an. Die Schläfer merkten kaum etwas davon, nur die Motoren ächzten

schwer gegen den Sturm an und rasten mit voller Tourenzahl. Fallböen stießen wohl ab und zu gegen den Rumpf, eine Regenwolke prasselte ihren Inhalt auf die Haut, überzog die Fenster im Augenblick mit wässrigem Nebel und ließ ihre Kälte durch alle Fugen einströmen.

Passagiere wollten nichts vom Wetter wissen, kleine elektrische Heizungen schufen im Nu eine angenehme Wärme, der eine oder andere drehte sich schlaftrunken auf die andere Seite, suchte im Traum irgend etwas und schlief dann ruhig weiter.

Unter dem Schiff aber strömte der Sund, Helsingborg und Helsingör flimmerten, Lichtkegel der Schiffscheinwerfer suchten das Schiff, Blinksignale, die gute Fahrt wünschten, dazwischen.

Wie eine Märchenstadt dann Kopenhagen.

Am frühen Morgen stand das Schiff über dem alten Ordensschloß von Königsberg, dem östlichen Punkt der Fahrt, dann wendete es, um Berlin anzusteuern.

Extrablätter und Funkprüche gaben jeden Ort an, den die Dzeania überflog, die Spannung in der Hauptstadt stieg, Dächer und Türme wurden zu Auslugposten, Tausende von Ferngläsern suchten den Horizont ab, mühten sich, die Wolkendecke zu durchdringen, die über der Stadt lag.

Und eine große Frage beschäftigte alle: Wird das Schiff landen?

Udenhof schwankte. Die Betriebsicherheit des Luftschiffes wurde durch eine lange Reise am besten bewiesen, dagegen stand die moralische Wirkung einer Landung. Während das flache Land Osteliens unter ihnen sich weitete, beriet er mit Geisenheim und Baumeister.

Als endliches Ergebnis ging ein Telegramm nach Berlin: „Dzeania wird landen.“ —

Hilde hockte mit Jobst Hallbaum auf dem Dach ihres Hauses am Kurfürstendamm. „Wir überfliegen dich“, hatte der Bruder geschrieben. „Ich werde dein Haus schon finden.“

Hallbaum hatte Skizzenblock und Kohle vor sich aufgebaut. Er skizzierte ein paar Wolken.



Scherer's Bilderdienst.

„Die ‚Dzeania‘ soll zeigen, was sie kann“, sagte Udenhof, den Kurs auf Dänemark anordnend . . .

Es rauschte in der Luft, aber noch war nichts zu sehen. Jobst spielte mit der Kohle. „Das hier, das ist etwas, Erfassen eines technisch großen Moments. Weißt du noch, wie verpönt es bei uns damals war, wenn jemand behauptete, Industrie, Maschinen und Arbeitsmenschen könne man auch mit Künstleraugen sehen? Jetzt wissen wir's.“

In dem Augenblick kam es aus den Wolken hervor, kaum fünfzig Meter über dem Hause, die Spitze, übergroß, der Name Dzeania ganz klar zu lesen, und doch zerteilt von der unsichtigen Luft. Das Donnern wurde übermächtig. Vorn am Fenster schien eine Hand zu winken.

„Das ist Griß“, stieß Hilde heiser hervor. „Du, die kleine Lampe gibt Zeichen, verstehst du das Morsealphabet?“

„Keinen Buchstaben!“

Unten zeterte das Telephon: „Hier Luft-Hansa. Luftschiff landet nach Flug über Berlin in Tempelhof. Wir schicken Ihnen einen Wagen.“

Der Portier, der auf dem Schornstein gefessen hatte, klopfte energisch an die Tür. „Ich glaube, Fräulein Geisenheim, das Blinken vorhin, das war für Sie.“

„Na, und?“

„Ich war doch mal Junker bei die Preußen. Also: ‚Fahren über Potsdam, landen dann Tempelhof. Griß.‘“ Sein Gesicht strahlte. „So hat's geheißt.“

Wieder das Telephon. „Ich sitze hier bei Gerstel und habe kein Auto. Dabei gibt's Extrablätter, daß dein Grißchen landet“, jammerte Carla Gendler.

„Ich hole sie!“ Jobst stürmte die Treppe hinunter. „Ohne mich geht's ja gar nicht, Zeichnung für alle illustrierten Blätter, die Landung, der Kapitän, was weiß ich!“

Carla Gendler war gegen ihre Gewohnheit schon fertig. Wie ein Remppferd sprang der Wagen wieder an, der Ruck ließ sie in den Sitz fallen.

„Hoppla!“

Jobst gab Vollgas und jagte, jeder Verkehrsordnung entgegen, den Kurfürstendamm entlang, schlidderte um andere Fahrzeuge herum, ließ Lampen Lampen sein, schimpfende Menschen und notierende Schutzleute hinter sich.

„Das ist das dritte Strafmandat auf vier Straßenecken, Jobstchen.“ Carla wurde angst und bange.

„Macht nichts!“

„Wann wollen Sie eigentlich ein vernünftiger Mensch werden?“

„Darüber läßt sich reden.“

„Sie sollten heiraten.“

Der Fuß ließ den Gashebel einen Augenblick los, es ging um eine scharfe Ecke, die Pneumatiks holperten fast an die Bordschwelle. „Hab ich auch schon gedacht.“

„Fahren Sie doch vernünftiger!“

Jobst blieb eigensinnig bei seinem letzten Gedanken. „Heiraten, Carla — meinen Sie, daß Sie und ich, daß ich und Sie?“

Eine Linkskurve schleuderte sie an ihn.

„Soll das eine Antwort sein?“

„Wenn das vorhin ein Antrag war?“

Ein rotes Licht flog ihnen entgegen, eine energische Schußmannshand im weißen Handschuh.

„Sie, Mann, Rot gilt auch für Ihnen!“

Der Buick stoppte mitten auf der Straßenkreuzung.

„Wir haben uns eben verlobt, wir haben es eilig.“

„So eilig hat's keiner, daß er nicht auf Grün warten kann, Herr“, aber der Wagen brummte schon weiter.

Der Polizist sah ihn kopfschüttelnd nach. „An der Prenzlauer Allee waren sie ja auch komisch, aber so komisch doch nicht“, knurrte er, sah aber von einer neuen Anzeige ab.

Als die Dzeania nach einem Kreisflug über Potsdam sich wieder Berlin näherte, kam ihr ein Geschwader aller in Tempelhof stationierten Flugzeuge entgegen, ein zweiter Schwarm, noch stärker fast, brauste von Staaken heran. Vierzig Maschinen, mächtige Dreimotorige, wendige Einsitzer, umspielten den Riesen wie ein Mückenschwarm, kreisten ihn ein und geleiteten ihn im Triumph nach Tempelhof. Wie ein Vogelschwarm fielen die Tempelhofer dann ein, während die Staakener in der Luft blieben.

Majestätisch in ihrer Ruhe senkte sich die Dzeania auf den Boden.

Trotz der kurzen Zeit waren Tausende auf das Feld geströmt und drängten sich an den Absperrungen, durch die Udenhof und Geisenheim auf die Hallen zuschritten, wo die Hansa und die Stadt Berlin ihnen ein Frühstück geben wollten. Eine Dame im Fliegerdress wollte sich von den Beamten gar nicht aufhalten lassen.

„Ich muß starten, hier ist die Bescheinigung Ihrer Polizei“, sie winkte ihrem Begleiter. „Kommen Sie doch, Livaroni!“

„Während des Aufenthalts des Luftschiffes ist jeder Start verboten.“

Sonja stampfte mit dem Fuß auf. „Es ist eine ausländische Maschine.“

„Für alle, Fräulein.“

Jetzt kam Geisenheim heran, er erkannte sie, stußte.

„Lassen Sie mich“, sie stieß den Polizisten brüsk zur Seite. Als der sah, daß sie mit Geisenheim sprach, zuckte er die Achseln.

„Heute ist Ihr Tag, Geisenheim“, sie sprach spanisch, um nur von ihm verstanden zu werden. „Morgen starte ich von Paris mit dem ‚Aiglon‘ zum Dzeanflug nach Argentinien.“

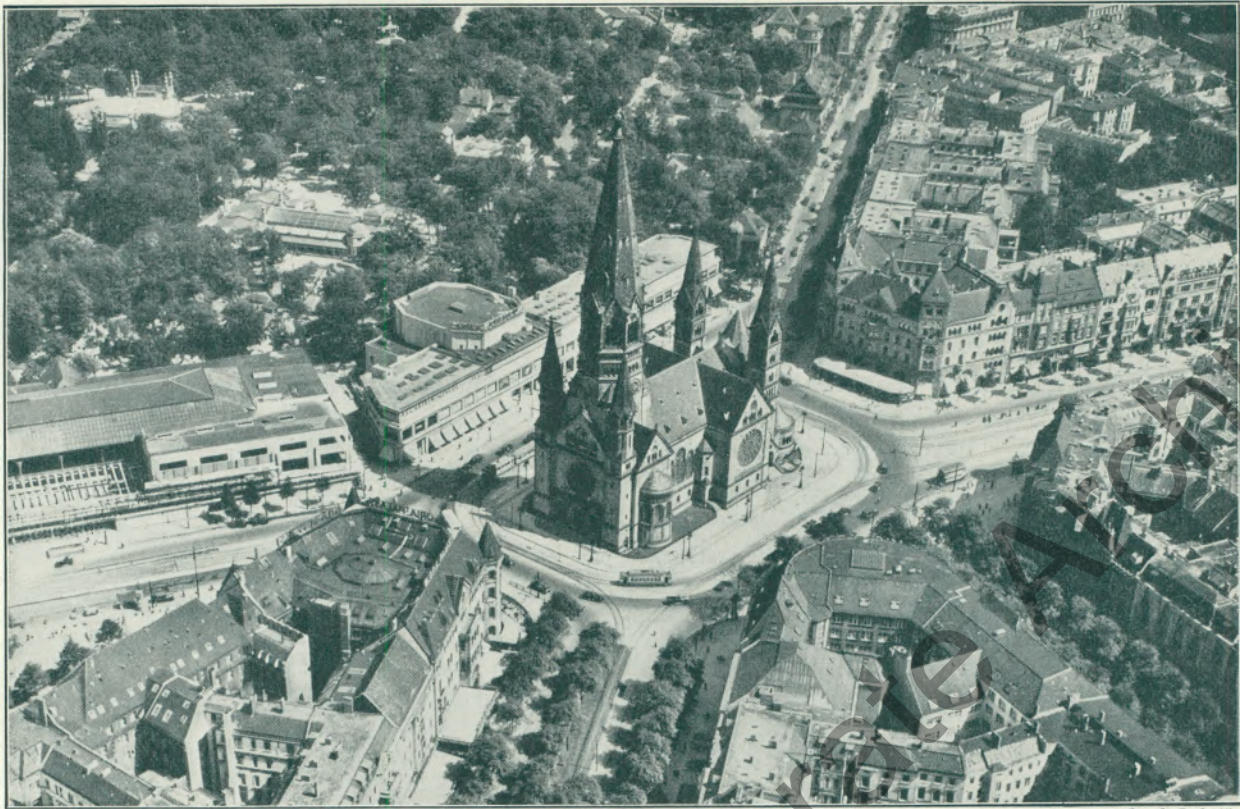
Geisenheim war stehengeblieben. „Warum tun Sie das, Sonja, es ist ein Wahnsinn.“

„Meinen Sie?“

„Die Strecke ist für Flugzeuge zu groß, glauben Sie mir!“

„Sie sind neidisch“, zischte sie. „Sie wollen den Ruhm haben, Sie wollen alles für sich, wissen Sie das?“

„Ich spiele nicht mit Menschenleben.“



„Wir überfliegen den Kurfürstendamm, ich werde dein Haus schon finden...“
Der Berliner Westen mit Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Zoo, Kurfürstendamm (links) und Tauentzienstraße (rechts).

Udenhof sah sich um. „Wo bleiben Sie, Geisenheim?“

Bei Tisch saß Hilde neben Baumeister, Fritz führte eine Ministersgattin, Udenhof eine andere GröÙe. Der Ingenieur war einsilbig wie immer.

„Woher kennt mein Bruder die Ventana?“

„Weiß ich nicht!“

Sie überlegte. „Ventana? Ventana? Er hat den Namen nie genannt.“

„Es ist doch gut, wenn einer sich die Welt angesehen hat“, verkündete Baumeister als Ergebnis langen Nachdenkens.

„Auch wenn's aus der Perspektive des StiefelpuÙers ist.“

„Fritz war nie StiefelpuÙer“, Hilde war getränkt.

„Dem hätte es nicht geschadet, verlassen Sie sich drauf! Ihr Bruder gehört zu den Menschen, die immer sich selbst treu bleiben.“ Und wieder nach einer Weile. „Jetzt weiß ich, warum der vierte Motor versagte, gerade als wir über Ihrem Hause waren. Die Pleuelstange.“

„Ich habe nichts gemerkt.“

„So was sollte man merken“, schloß Baumeister traurig. „Aber es gibt immer noch Laien, die den Motor für ein totes Ding halten.“

Und er versank wieder in seine Gedanken.

26.

Nicht zuletzt hatte sich Larange, Geisenheims alter Gegner aus Buenos Aires, für den Dzeanflug Conjas und Livaronis eingeseßt. Der fabelhafte Aufstieg von der kleinen Tänzerin Conja zu der gefeierten Ventana imponierte ihm, und er war es auch gewesen, der die Finanzgruppe, die hinter der Sociedad Franco-Argentina stand, auf die Denkungsart der Argentinier aufmerksam machte.

„Wie im alten Rom muß man Völkern panem et circenses geben“, sagte er. „Brot haben sie drüben genug, aber mit Schaustücken und Spielen fängt man sie.“

Der alte Boncourt, der größte Flugzeugindustrielle Frankreichs, schüttelte seinen weißhaarigen Kopf. „Was liegt daran, daß eine Tänzerin in Buenos Aires landet!“ Er war

sein Leben lang ein Lüftler und Konstrukteur gewesen, der mehr am Zeichentisch saß als in der Oper.

„Sie müssen die Ventana sehen“, Larange wurde eifrig.

„Sie gehört zu den ganz großen Talenten.“

„Aber nicht in der Fliegerei.“

„Das macht der Marchese.“

Dem vertraute Boncourt seinen „Aiglon“ schon an. „Er hat genug geleistet, aber achten Sie mir auf den jungen Menschen, Larange! Es wäre nicht das erste Mal daß ein Weib einen Mann um den Verstand bringt. Er soll ruhig die Wettermeldungen abwarten und erst starten, wenn alles günstig ist.“

„Wir haben nicht viel Zeit, die Deutschen —“

„Für große Unternehmungen muß man Zeit und Geduld haben. Wenn wir etwas von den Deutschen lernen können, dann ist es das.“

Als es zur Abstimmung kam, stimmte er nicht dagegen. So hatte Livaroni den „Aiglon“ in Paris übernehmen können und ihn zuerst einmal nach Deutschland geflogen. Das war Conjas ausdrücklicher Wunsch gewesen, sie wollte keine kürzere Flugstrecke als die Dzeania zurücklegen.

In Deutschland hatte man dem Unternehmen kein allzu großes Interesse entgegengebracht. Für alle Dzeanüberquerungen, bei denen man Vorbereitungen und Mittel als ungenügend empfand, war wenig Meinung. Im Gegenteil, man war geneigt, ein generelles Verbot solcher Flüge zu erlassen, das natürlich auf den „Aiglon“, der seinen Flug nur in Berlin begann, der aber nicht zum Non-Stop-Flug starten sollte, keine Anwendung fand.

So hatte sich, als der Start endlich möglich war, nur eine Gruppe von Zeitungsleuten zweiter Garnitur eingefunden, und während die Deutschlandfahrt der Dzeania alle ersten Seiten der Blätter füllte, mußte der „Aiglon“ sich mit kleinen Notizen an versteckter Stelle begnügen.

Anders war es in Paris. Der Langabend, an dem die Ventana zum letzten Male vor ihrer großen Reise auftreten sollte, war völlig ausverkauft. Die an sich phantastischen

Preise wurden unter der Hand noch überboten, die Gesellschaftskleider der Damen, die an dem anschließenden intimen Diner teilnehmen sollten, wurden in allen mondänen Zeitschriften abgebildet und beschrieben. Die bereits abflauende Saison hatte einen letzten Glanzpunkt.

Sin war nicht mit dem Flugzeug gekommen, er hatte den Nachtzug genommen, der am Morgen des Fluges in Paris einlief. So hatte er weder den Start in Berlin noch die Landung der Ozeania gesehen. Aber überall verfolgten ihn die Notizen über die Fahrt des Schiffes. In Köln wollte er eine Zeitung kaufen, sie brachte lange Berichte. Im Speisewagen unterhielten sich deutsche Herren über den Flug, in St. Quentin die ersten französischen Zeitungen über den grand succès aéronautique des Allemands. Er zerknüllte das Blatt wütend und schleuderte es in die Ecke.

Sin hatte in diesen Tagen scharfe, tief gefurchtete Züge bekommen.

An der Gare du Nord erwartete ihn Larange. „Sie können stolz sein auf Ihre Frau, Oppenheim!“

„Was soll ich stolz sein“, gistete Sin. „Eine Tänzerin ist Tänzerin, nicht Akrobatin.“

„Fliegerei ist keine Akrobatik.“

„Sie fliegen nicht, und ich flieg nicht. Aber Sie und der Livaroni und die andern alle, Sie heizen die Frau.“

„Ich habe noch gestern mit Boncourt gesprochen, der ‚Miglon‘ ist seine beste Maschine, in langen Flügen bewährt und sicher.“

„In Flügen, bei denen man auf die Erde gehen kann, wenn das unheimliche Ding, der Motor, stehenbleibt. Mag doch der Livaroni, der Marchese, wenn er so ehrgeizig ist, sich neben seine Maschine stellen und sich verpflichten, daß er sich totschießt, wenn sie nach fünfzig Stunden nicht mehr läuft.“

„Der ‚Miglon‘ bekommt in Lissabon Schwimmer.“

Sin machte eine abwehrende Handbewegung.

Und am Abend stand er doch zitternd vor Erwartung auf dem Flugplatz von Le Bourget und suchte mit dem Fernglas den Horizont ab.

„Der ‚Miglon‘ hat vor zwei Stunden Köln verlassen“, sagte der Flugleiter. „Sie müssen sich noch gedulden.“

Sin antwortete ihm nicht.

Als der alte Boncourt mit seinem Wagen kam, ging er auf ihn zu. „Sie sollten den Unfug verbieten!“

Boncourt kannte Sin nicht. „Wer ist der Mensch?“

„Der Gatte unserer Pilotin und Diva.“

Daraufhin sah er ihn mit merkwürdigen Augen an. „Ich habe meine Schuldigkeit getan“, sagte er kurz.

„Was ist Ihre Schuldigkeit?“

„Ich habe mich gegen den Weiberflug ausgesprochen, mehr kann ich nicht tun. Der ‚Miglon‘ schafft's.“ Seine Augen bligten. „Der ‚Miglon‘ ist mein Werk.“

Als man die Maschine endlich sichtete, war sie schon fast über dem Flugfeld, sie senkte sich rasch und setzte gut und sicher auf. Mit fiebrig nervösen Augen sprang Sonja heraus.

„Die erste Etappe ist gelungen.“

In Boncourts eleganter Limousine fuhr sie zur Stadt, wo sie im Hotel von Jose, Friseur und Schneiderin erwartet wurde, die sie mit ihrer Unrast zur Verzweiflung brachte. Nichts sah heute, nichts geschah ihr, kaum nahm sie sich genug zusammen, um Interviews, die man von ihr verlangte, abzuwickeln.

Die paar fliegerischen Ausdrücke, die sie wie ein Papagei hersagte, imponierten. Ihr waren sie nichts, nichts, wie alle Technik, nichts, wie alles, das nicht von Körper und Gefühl diktiert wurde. Das gab ihr eine Unsicherheit, die sie sonst nicht kannte. Zum ersten Male griff sie zu Rauchmitteln.

Sin saß in der Ecke und sah sie nur an. „Du bist nie so schön gewesen wie heute, Sonja“, sagte er, trotzdem die Menschen sich in dem Zimmer drängten.

„Du machst mich nervös, Sin.“ Sie mußte ihn beschäftigen.

„Geh zu Livaroni, er soll seine Orden anlegen, ich will's!“

„Er wird seine Orden anlegen.“

„Sei nicht so gedrückt, als säßest du noch als armer Judejunge auf dem Prellstein in deiner Heimat.“

„Als ich noch als Junge gegessen habe, war mir wohler. Damals hatte ich einen großen Glauben, heute habe ich nichts.“

Sonja malte sich, legte Kopf auf, puderte, zupfte an ihrem Langkostüm herum, das ihren schlanken Körper nur wenig bekleiden würde.

Totenstille trat ein, als der Vorhang auseinanderflog, als die Musik mit ihrem fremdartigen Rhythmus einsetzte, als die Scheinwerfer spielten, die ganze Bühne nur mit Licht füllend.

Brausender Beifall, als ein blutroter Wirbel sich auflöste, als die Ventana plötzlich da stand.

Sie versank in Blumen, die ihr Paris zu Füßen legte. Ausgelassener und lustiger als in dieser Nacht war sie noch nie. Und niemals war Sin gepreßter.

Nur wenige Stunden gehörten ihnen noch, als sie in das Hotel kamen. Am liebsten hätte Sonja gefangt bis die Zeit zum Start gekommen war, aber der alte Boncourt schickte die Gäste heim.

„Madame muß Ruhe haben.“

Am anderen Morgen stieg der „Miglon“ auf. In Lissabon wurden die Schwimmer ammontiert, dann lag die blaue Weite des Meeres vor ihnen. Sonja saß neben Livaroni, ein junger italienischer Pilot machte den Funkdienst. Nachrichten flogen zum Kontinent zurück, der Motor arbeitete.

Der Start war nicht leicht gewesen, das Wasser hielt den „Miglon“ zurück, wollte ihn nicht steigen lassen. Aber Livaronis Faust riß ihn einpor, und Sonjas Augen suchten in der Weite.

In Las Palmas gingen sie zum letzten Male herunter. Es waren viele Menschen am Hafen, mehr aber noch in der Stadt, wo sie ein Kirchenfest feierten. Auf dem freien Platz vor der Kathedrale drängte sich das Volk, Heiligenbilder hatten sie herausgetragen, Lichter brannten.

Es war, als sei's nur für sie.

Während die Monteure arbeiteten, während der „Miglon“ Benzin nahm, um den langen Flug anzutreten, segnete der Erzbischof von Las Palmas die Flieger ein. Und als er über dem Haupte der Jüdin das Zeichen des Kreuzes schlug, neigte sie den Kopf und beugte das Knie, wie der junge Mensch neben ihr.

Sin saß in der Station des Eiffelturms und hörte die Worte, die man zu ihm sprach. Er sah alles, die kindlichen Menschen der glücklichen Inseln, das blaue Meer und den riesigen Vogel, der seine Schwingen breitete.

Nachrichten aus aller Welt, und dazwischen die Meldungen.

„Wir fliegen.“

Stunden um Stunden.

Er saß eine ganze Nacht und aß mechanisch am Morgen, was man ihm hinstellte. Er saß am Mittag, am Nachmittag.

„Eine schwarze Wand steht vor uns, wir biegen aus.“

Er sah sie ausbiegen.

„Das Meer ist unruhig.“

Er sah die Wellen.

„Wir fliegen.“

Dann nichts mehr, der Äther schwieg.

Sin stand auf.

„Wollen Sie nicht weiter auf Nachrichten warten?“

Er blieb mechanisch.

Aber soviel auch der Eiffelturm forschte, kein Wort kam mehr, kein Zeichen. Schiffe, die den „Miglon“ zuletzt gesehen hatten, funkten seinen Flugkurs, meldeten ein Unwetter, das rasend rasch aufgezogen war, änderten ihren Kurs.

Am Abend wurde man unruhig in Paris, in der Nacht lauschte man — nichts!

Aber Sonja und den Adler, der sie trug, mußten weder Menschen noch Ätherwellen je wieder etwas zu sagen.

Und das Meer schwieg.

In der Nacht war Sin aus Paris verschwunden.

(Schluß folgt.)

XI/20



Sturm.
Radierung von Joseph Steib.

Der Maler Joseph Steib.

Von Dr. W. Karos.

Wie der Gradmesser für den Wert und die Wirkung einer Persönlichkeit vor allem in dem Maß seiner Unbeangenehmheit und Schlichtheit beschlossen liegt, so entscheiden für die unmittelbare und nachhaltige Geltung eines Kunstwerkes ebenfalls die Ungezwungenheit und Selbstverständlichkeit des künstlerischen Vortrages. Je programmloser ein Bild ist — das sei einmal gerade für die heutige Zeit deutlich ausgesprochen —, um so wahrer wird es sein. In dem primitivsten Schnitzwerk eines Bauernjungen können, anthropologisch gesprochen, weit höhere Bild- und Bildungswerte beschlossen liegen als in dem, artistisch gesprochen, formvollendeten Werk eines unserer derzeitigen Programmisten.

Joseph Steib, den regelmäßigen Besuchern größerer Kunstausstellungen kein Unbekannter mehr, bringt für sein Werk beides mit: das Unbefangene und die Erdverbundenheit des schlichten Bauernsohnes, die Technik und bewußte Beherrschung des artistischen Werkzeuges. Diese glückliche Verbindung beider Grundkomponenten künstlerischen Wesens muß allemal von ehrlichem Gelingen gekrönt sein.

Steibs Bilder bedürfen keines programmistischer Ausschreiers, sondern sprechen von sich aus; sie sind nicht Grundlage einer neuen Schule, aber auch nicht epigonische Nach-

schöpfungen anderer Schulwerke; sie bestimmen nicht den Geschmack einer Zeit, sind ihm aber auch nicht unterworfen und haben insofern über den Tag hinaus Geltung.

Steib ist in München geboren. Studiert —? Einige Wochen in München und Düsseldorf; gearbeitet — immer und unaufhörlich. Ein Autocidakt. Wer den Maler in seinem Atelier besucht, ist erstaunt über die unerschöpfliche Fülle von Bildern, wie sie jedes Fleckchen Wandfläche bedecken, die Korridore, die Kammern füllen und in unversieglichem Quell aus ungeahnten Ecken und Winkeln immer neu ans Tageslicht kommen. Dazu die rings um die Wände gezogenen Schränke, köstlichen Reichthum an Aquarellen, Radierungen und Zeichnungen bergend. Das ist Joseph Steib. Wie alt? Man will es nicht glauben: einunddreißig Jahre!

Düsseldorf ist ihm seit Jahren schon Wahlheimat, in der er sein Schaffen sehr bald auf eine sichere wirtschaftliche Grundlage stellen konnte. Größere öffentliche Sammlungen, wie Köln, Augsburg, Düsseldorf, Dortmund, Gelsenkirchen u. a., haben von ihm Werke erworben, von seiten der Industrie und privater Kunstfreunde fallen ihm laufende Aufträge zu. In stillem, fortschreitendem Wirken setzen sich Künstler und Werk durch.



Vorfrühling.
Gemälde.

Steibs hauptsächlichliches Schaffen liegt auf dem Gebiete der Landschaft. Die Eifel und den Fränkischen Jura wählt er, seiner Stammheimat Bayern wie der Wahlheimat der Rheinlande gleichermaßen treu bleibend, als besonders bevorzugte Motive für seine Bilder. Ich entsinne mich noch genau jenes Tages, da ich Steib, inmitten tosenden Sturmes, hoch oben auf einem Eifelberge, in dunklem Schattenriß sich abhebend gegen den wildbewegten, dräuenden Wolkenhimmel, zum ersten Male begegnete. Während die fest vertäute Leinwand sich bäumte und blähte, setzte er, als merkte er von all dem Tosen ringsum nichts, ruhig Strich für Strich auf die Malfläche, bis sich die Einzelheiten zu einem Ganzen, einem grandiosen Bilde formten. Der Dämon des Künstlers war — im Bilde — des Dämons der Natur Herr geworden. Und wenn ich mich jetzt jenes furchtbaren Tages erinnere, vermag ich nicht mehr zu entscheiden, ob es die wirkliche Landschaft ist, die da in meiner Vorstellung aufsteigt, oder das Bild, das Steib nach ihr schuf. So ward Natur zur Kunst, Kunst zur Natur.

Überschaut man das Werk Steibs, so kann man eine besondere Vorliebe für die bewegte, gewaltige Natur feststellen. Es liegt darin ein Stück Lebensbekenntnis des stark philosophisch gerichteten Malers: das Bewußtsein der zeitlichen Gebundenheit, Vergänglichkeit der Einzeleristenz gegenüber der in ewiger Fruchtbarkeit und Furchbarkeit sich erneuernden Kraft der Natur. So treten in seinen Werken sehr oft Sturmlandschaften auf. Die Gewalt des entfesselten Drakons, unter dem sich Wälder qualvoll ducken, und der schwere Wolken vor sich her jagt, sie zusammenbraut und plötzlich auseinanderreißt, der aus brechendem Wolkenvorhang sieghaft hervordringende Sonnenball, das sind häufige Motive in seinen Landschaften. Besonders anziehend sind auch die Bilder, in denen die Natur gleichsam im Erschlaffungszustand nach ihrer eruptiven Kraftentäußerung gezeigt wird: verhegelter Getreidefelder, Landschaft nach Gewitter oder Regen. Noch liegt das Korn darnieder, noch hängen die Wolken tief, aber man spürt aus den lichten Farbtönen ein deutliches Klingen heraus, ein Wiedererstehen der noch eben so wild

vergeudeten Kraft. Schöpferischer Schlaf nach der Erschöpfung. Gerade diese Landschaften legen beredtes Zeugnis ab von dem hohen künstlerischen Vermögen Steibs. Leider erschwert die überaus zarte Abstufung der schwebenden Farbtöne eine Nachbildung solcher Landschaften; die Schwarzweißreproduktion vermag nicht die feinen Farbstufungen wiederzugeben, auf denen der besondere Reiz dieser Bilder beruht. Erstaunlich auch, mit wie feiner Sicherheit der Künstler gerade an den entscheidenden Stellen gliedernde Staffagen — Menschen, Tiere, Sträucher — als kleine Punkte anzubringen weiß. Dieses, sowie die Weite des Blickfeldes der Landschaften und die leichte Farbgliederung erinnern, ohne doch von ihm abhängig zu sein, in vielfacher Beziehung an einen unserer größten Landschaftser, an Hans Thoma.

Die herbe Größe der Eifel, ihre Kargheit und melancholische Einsamkeit finden keinen besseren Runder als Steib. Es ist erstaunlich, mit welchem reichem Apparat malerischer Ausdrucksmittel er sich den vielfältigen Stimmungen dieser Landschaft anzupassen weiß. Trotz der bergigen Bewegtheit des Landes ist stets die Horizontale betont; das Drückende und Schwere der Landschaft wird so zum künstlerischen Erlebnis. Die Herbe der Natur findet ihre farbige Entsprechung in der Kargheit der Farbauswahl, die Melancholie des Landes in dem saftig-dunkeln Grün, mit dem das Laubwerk wiedergegeben ist. Die Bergrücken schneiden sich in unmerklichen Übergängen, die Wege liegen möglichst in Richtung des Horizontes oder vermitteln als schmale Diagonale zwischen den seitlichen Vertikalen des Rahmens und den Horizontalen der Landschaft. Alles ist ruhig, gemäßigt. Und trotzdem verliert die Landschaft im Bilde nicht die Reize des Naturvorbildes. Dies liegt daran, daß Steib den intimen Farbstimmlungen der Landschaft mit feinstem Instinkt nachzugehen und die unendliche Abstufung innerhalb derselben Farbenskala — hauptsächlich Saftgrün — wiedergeben weiß. So erfüllt er die große, fast pathetische Form der Gesamtaufassung mit den tausendfältigen Reizen des Intimen. Daher wirken die Bilder nie leer, spenden immer neue Werte.



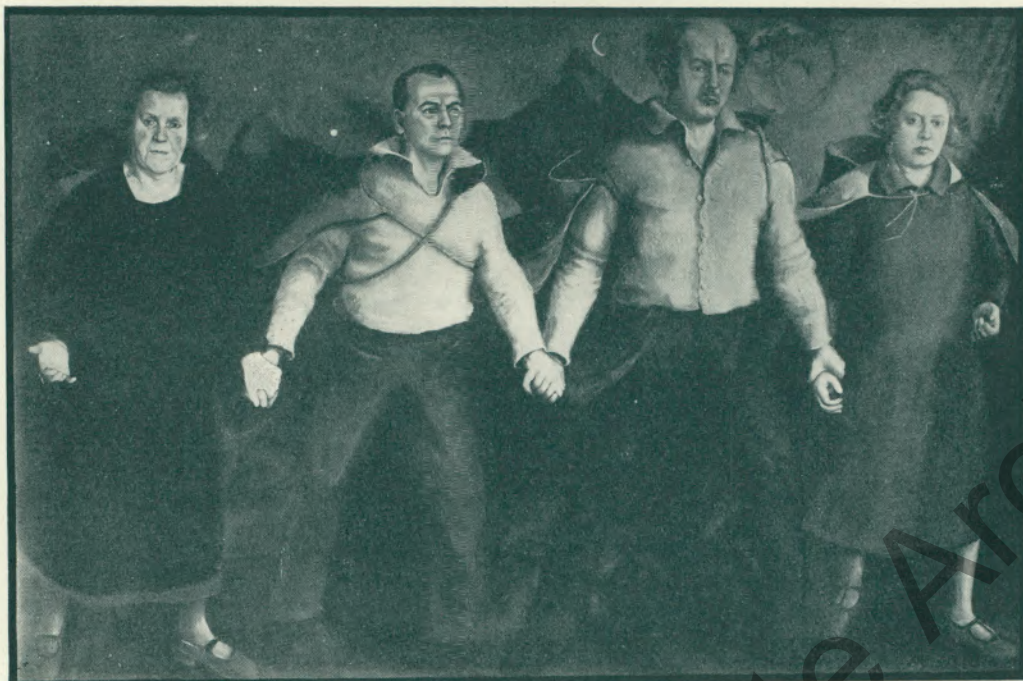
Die Friedrich-Wilhelms-Hütte (Vereinigte Stahlwerke AG.) in Mülheim an der Ruhr.
Gemälde.

Von einem ganz anderen Geist scheinen auf den ersten Anblick die Industriebilder Steibs. Scheinen — in Wirklichkeit ist es nicht so. Hat man sich erst an die Andersartigkeit des rein Inhaltlichen gewöhnt, so tritt auch hier wieder der ewig sich gleichbleibende Grundzug des Künstlers deutlich hervor. Wieder ist es, ähnlich wie vor der Natur, das staunende Erlebnis vor der Größe und Kraft jener grandiosen Schöpfungen, die wir Hütten und Hochöfen nennen. Wieder ist es der künstlerische Dämon, der sich aufbäumt gegen das Gefühl der Beklemmung und menschlichen Unzulänglichkeit gegenüber jenen titanischen Gebilden. Der Künstler befreit sich davon, gewinnt Gewalt über das Erlebnis, indem er es in selbstherrlichem Gefühl eigener Machtvollkommenheit zum Bilde gestaltet. Auch hier wieder muß die Schwarzweißreproduktion versagen. Doch läßt sich die Bildkomposition als Ganzes erkennen. Man ist überrascht, wie verschiedenartig sich das Gesicht unserer Industrieanlagen zeigen, wie verschiedenartig auch die Erfassung des Bildausschnittes durch ein und denselben Maler sein kann. Bald sehen wir das Industrierwerk sich locker in die Tiefe entwickeln, in fast elegant zu nennender Schwingung der Schienenstrangkurve sich anpassend, bald erscheint es als gigantische Ballung gedrückter Hallen, dampfender Wolken und zischender Feuerstöße, bald als dumpfe Masse riesiger Hallenleiber, durchstoßen, zerrissen von den aufwärtsstrebenden Vertikalen schlanker Schloten. Oder es bietet sich dar in strahlendem Licht brüsender Mittagssonne, in der die warmen Farben des Mauerwerks jäh gegen die stahlkalte Bläue des Sonnen-

himmels stehen. Oder es zeigt sich in der Rätselhaftigkeit verwirrender Unübersichtlichkeit als ein Bild quälender Unrast.

Welche Stimmung hier immer der Maler einzufangen suchte, stets war er sich der spezifisch künstlerischen Mittel dazu bewußt. Es ist erstaunlich, mit welcher Vielseitigkeit der Künstler das Instrument seiner Palette beherrscht. Das in gleißender Sonnenglut erstrahlende Hochöfenwerk gibt er in flimmernd-impressionistischer Auflöserung, das Werk der Hallen und Gerüste durch betonte Gegensätzlichkeit kubischer Raumformen und linear erfaßter Konstruktionsgebilde, die fauchenden Vulkane nächtlich arbeitender Hütten durch ein Höllkonzert blutrot leuchtender Farben und lauernder Dunkelheiten (Friedrich-Wilhelms-Hütte, Mülheim). Stets aber fügt sich das Vielerlei der Einzelheiten durch sicherste Komposition innerhalb des Rahmenfeldes zu einem geschlossenen Bildgange. Besonders kühn wirkt es, wie z. B. auf einem Bilde der Hütte Ruhrort-Meiderich die schrägen Diagonalen des Lauftranes gegen den Bildrand stoßen und dann durch die aufragende Senkrechte des Gerüstturmes abgefangen werden. Oder wie auf dem oben veröffentlichten Gemälde der breite Unterbau der Hochöfen und Winderhitzer und die steil aufragenden Senkrechten der Ramine durch das horizontal züngelnde Feuer darüber zur Einheit zusammengeschlossen werden.

Doch hieße es ein nur unvollkommenes Bild von dem Schaffen Steibs geben, würde man nicht auch seiner anderen Schöpfungen gedenken. Steib ist als Künstler so vielseitig wie das Leben selbst. Von seinen reizvollen Stilleben soll hier



Die Freunde.

Gemälde.

nicht gesprochen werden, ebensowenig von seinen malerisch wie psychologisch treffsicher gestalteten Porträts.

Allgemeiner bekannt ist das Bild „Die Freunde“ geworden, das seines Inhaltes, seiner Komposition und der großen Ausmaße wegen im vorigen Jahr so berechtigtes Aufsehen in der Zuryfreien Ausstellung in Berlin erregte. Hier zeigt sich Steib als der schwerblütige, mystisch angehauchte Grübler. Es ist schwer, sich in die geheimnisvolle Symbolik der über den in unaufhaltsamem Schritt vorwärtsschreitenden vier Gestalten schwebenden Gestirne — Mond, Saturn, Mars usw. — hineinzuversetzen. Aber man fühlt, worum es geht: Von idealromantischem Schwung ergriffene Menschen verbinden sich zu entschlossenem Vorwärtstürmen, in ihrer unlöslichen Verbindung alles überwindend. Klar im Blick, fest in der Faust, stark in der Einigkeit, so packen sie das Leben und wollen, werden es meistern. Die Reiseleidung der Romantik, flatternd im Winde, gibt den Grundklang der Stimmung an, aus der heraus Thema und Bild entstanden sind. Und hoch über ihnen steht das freundliche Gestirn. Das Hohelied der Freundschaft! Ob es Zufall ist, daß sich der Künstler auf

die Kleidung einer entschwundenen, aber freundschaftsstarke und daher leistungshohen Zeit rückbesinnen mußte?

Besonders hervorzuheben sind noch die von Steib gemalten Handwerkerbilder, deren eines wir auf der Umschlagseite

wiedergegeben finden. Kein artistisch gesehen, stellt das Bild eine Meisterleistung dar. Wie die kniende Figur des Zimmermannes sich in den Rahmen fügt, ihn leicht berührend oder knapp von ihm überschritten werdend, wie sich aus den Winkeln des Körpers und der Gliedmaßen immer wieder das Motiv der rechtwinkligen Rahmung leise und doch vernehmlich wiederholt, das ist von so feiner künstlerischer Wirkung, daß man allein wegen dieser formalen Momente das Bild stets von neuem genießen kann. Darüber hinaus aber klingt



Selbstbildnis.

noch aus dem Bilde der begeisterte Lobpreis soliden Handwerkerturnes heraus. Wie sich hier schwere Kraft der Arme und besinnliches Nachdenken, Körperliches und Geistiges zu gemeinsamem Handeln zusammenschließen, das allein schon läßt es begreiflich erscheinen, daß „Das Werk“ diesem Bild auch den Ehrerplatz auf der Titelseite des vorliegenden Heftes zuerkannt hat.

noch aus dem Bilde der begeisterte Lobpreis soliden Handwerkerturnes heraus. Wie sich hier schwere Kraft der Arme und besinnliches Nachdenken, Körperliches und Geistiges zu gemeinsamem Handeln zusammenschließen, das allein schon läßt es begreiflich erscheinen, daß „Das Werk“ diesem Bild auch den Ehrerplatz auf der Titelseite des vorliegenden Heftes zuerkannt hat.



Im „Bochumer Verein“.
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)
thysenkrupp Corporate Archives

Einer der reizvollsten Ausflüge, die man von Dresden aus in die nähere Umgebung machen kann, ist jener nach dem alten Jagdschloß Moritzburg. Es ist das malerischste, zugleich das architektonisch großartigste aller Schlösser in Dresdens heiterer Umgebung. Der ausgedehnte Moritzburger Forst mit seinem dichten Baumbestand verleiht dem Schloß die herrlichste Kulisse. Der Wald öffnet sich, und plötzlich grüßt ein Prospekt von ganz überraschender malerischer Schönheit und Großartigkeit: Schloß Moritzburg ragt stolz, massig und außerordentlich vornehm in seiner Struktur auf einer Terrasse in einem weiten, schilfsäumten Teich. Der Anblick dieses im Wasser errichteten rötlichen Bauwerks, das wie eine zu Architektur gewordene Ballade anmutet, hat etwas Überwältigendes; die Lage und die architektonischen Verhältnisse sind in wohlthuender Weise ausgeglichen; man fühlt sofort: diese ganze Anlage ist klug überdacht und in einer geschmacklich außerordentlich sicheren Weise verwirklicht worden.

Die heutige Form des Schlosses geht auf August den Starken und seinen berühmten Architekten Pöppelmann zurück, den Erbauer des Dresdener Zwingers. Pöppelmann hat in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen wesentlich älteren Bau, der aus der Zeit des Kurfürsten Moritz, also schon aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, stammte, in meisterlich ergänzender Weise umgestaltet. Die vier runden, gedungenen Ecktürme, die er dem alten, viel nüchterneren Gebäude gab, verleihen ihm das Charakteristische seiner heutigen Form.

Das Ganze ist ein schönes Denkmal eines sehr ruhigen, schweren, in keiner Weise ausschweifenden, sondern in den Formen zurückhaltenden Barock. Die Balustraden der Plattform, auf der das Gebäude steht, sind mit reizenden Putten



Eckturm des Jagdschlösses Moritzburg.

Lichtbild: P. Wolff, Dresden.

und eine Liebe für China lassen sich in den einzelnen Formen dieses Schloßchens erkennen, das in seiner schönen, geschlossenen, die Einfachheit erstrebenden Rhythmik eine Musikalität besitzt, die an Mozart denken läßt.

Auch hier ein See ganz in der Nähe. Eine spielerische Anlage, typisch für das achtzehnte Jahrhundert, ziert ihn: ein künstlicher Hafen, eine Mole mit einem Leuchtturm, alles ins Puppenhaft-Kulissenmäßige gewendet, wie jene höfische Zeit es liebte. Man sieht in Gedanken die Feste, die hier gefeiert wurden: arkadische Szenen, Feste der Liebe, in seidenen Reifröcken und Eskarpins — bis das Volk aufstand und eine neue, ernstere Zeit auch veränderte Formen bei Hof einziehen ließ.

Die wichtige Moritzburg, das leichte Fasanenschloßchen — hier sind in der Einsamkeit der Wälder zwei stilistische Gegenspiele beisammen, die ein architektonisches Ensemble von außerordentlichem Reiz ausmachen.

Hans Bethge.



Blick über den See.

Lichtbild: P. Wolff, Dresden.

Heiliger Boden. (Der alte Bonner Friedhof.)

Von Professor Dr. W. Schneider, Köln-Klettenberg.

Wenn der Todestag eines berühmten Mannes sich zum soundsovielten Male jährt, dann erinnert sich die weitere Öffentlichkeit auch wieder seiner Ruhestätte. Feiern werden am Grabe abgehalten, in den Zeitungen erscheinen Bilder, und die Gedanken vieler Menschen weilen dankbar an dem geweihten Orte. Sonst aber liegen die Gräber unserer Großen verwaist. Gering ist im Verhältnis zu andern Ländern in Deutschland das Interesse für die Ruhestätten berühmter Männer und Frauen. Der deutsche Reisende weilt andächtig und mit Staunen auf dem Campo santo in Pisa, und in Paris versäumt er nicht, die Sehenswürdigkeiten des Père Lachaise gebührend zu bewundern. Fragt man ihn aber nach den Gräbern seiner eignen geistigen Ahnen, so wird er meistens nur ein verlegenes Lächeln oder gar ein überlegenes Achselzucken für solche „Sentimentalität“ haben.

Hunderte von Fremden kommen Jahr um Jahr in die liebliche Universitätsstadt am Rhein, nach Bonn. Wie wenige geben sich die Mühe, auch nur eine Stunde jenen düsternen, stillen Hain dicht an der Rheinuferbahn nach Köln aufzusuchen, der so vieles zu erzählen weiß, den alten Friedhof.

Ich glaube, die meisten wissen überhaupt nichts von ihm. Das darf nicht sein! Gerade von dieser Stätte gilt das, was Rückert von Klopstocks Grab sagt:
„Wohl hat, als dumpfer Broden
Der Knechtschaft uns umgibt,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.“

Hier liegen die Zeugen einer Zeit, aus der uns heute Kraft und Stärke kommen kann, jener Zeit, da nach dem Sturz des alten Reiches aus der lichten Welt Goethes und Schillers und aus der Kraft nationalen und religiös-sittlichen Ernstes, die von dem Freiherrn vom Stein und seinen Freunden ausströmte, die blaue Wunderblume der Romantik auf deutschem Boden erblühte, um die ideelle Einheit der Deutschen zu schaffen, da

unter der Asche politischer Reaktion still und heimlich die Glut der deutschen Seele stark wurde, bis sie, geweckt durch den greifen Preußenkönig und Bismarck, zur heiligen Flamme emporlohte, in der das neue Reich geschmiedet wurde.

Wir treten an eine der stillen Ruhestätten. Rechts und links einer riesigen Eiche zwei einfache Steinkreuze. Hier ruht Ernst Moritz Arndt mit seiner zweiten Gattin Nanna, der Schwester des gewaltigen Kanzelredners Friedrich Schleiermacher, der im Verein mit Fichte die Seelen seiner Deutschen zum Glauben an die ewige Kraft deutscher Religiosität und Sittlichkeit zurückführte, aus verschwommenen Weltbürgern wieder deutsche Christen schuf.

Arndt selbst hat die Eiche gepflanzt in einer düsteren Zeit, als er, dessen Schlachtruf der deutschen Freiheit galt, als „Volksverführer“ seines Amtes und seiner Ehre beraubt war, an einem Tage, da ihm, den kein Sturm des Lebens hatte erschüttern können, fast das Herz brach. Das war der 2. Juni 1834. Da hat er vom Fenster seines Hauses am Rhein es mit ansehen müssen, wie sein neunjähriger Junge, sein Liebling Willibald, in den Fluten des Stromes versank, der ihm so heilig war und ihm nun sein Liebstes nahm. „Lülo“ hatte er sein Haus genannt in dankbarer Erinnerung an einen rauschenden Hain seiner Heimat Rügen. Denn von den Ufern der blauen See her war

der gewaltige Geistesstreiter zum Rhein gekommen, den er als „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ pries, und noch heute raunt in seinen Schriften das geheimnisvolle Lied des deutschen Meeres, durchklingt sie das Rauschen der Buchen- und Eichenwälder seiner nordischen Heimat, der er so glück in seinem sinnigen Ernst, seiner kindlichen Fröhlichkeit, seiner starken, männlichen Frömmigkeit. Wer aber liest heute noch die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“, die „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“? Wer kennt noch seinen „Geist der Zeit“, gerichtet gegen Demut, Feigheit und Faulheit?

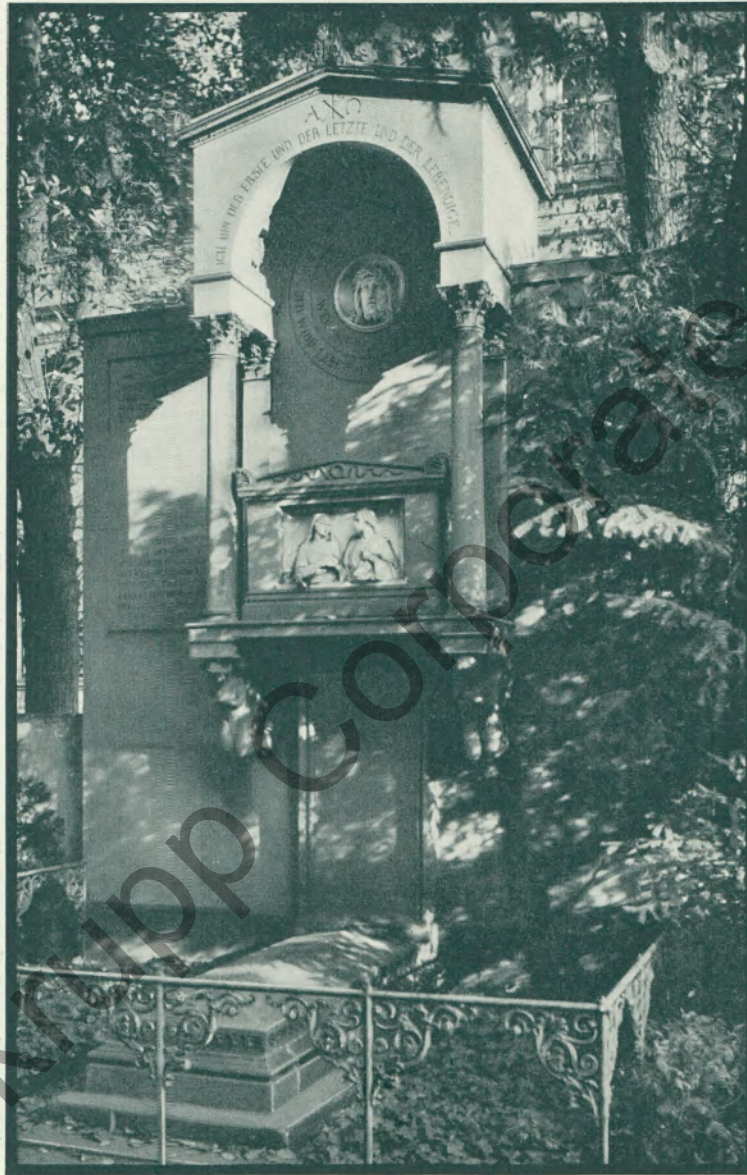


Bild J. Cohn, Düsseldorf.

Abb. 1. Georg Barthold Niebuhr.

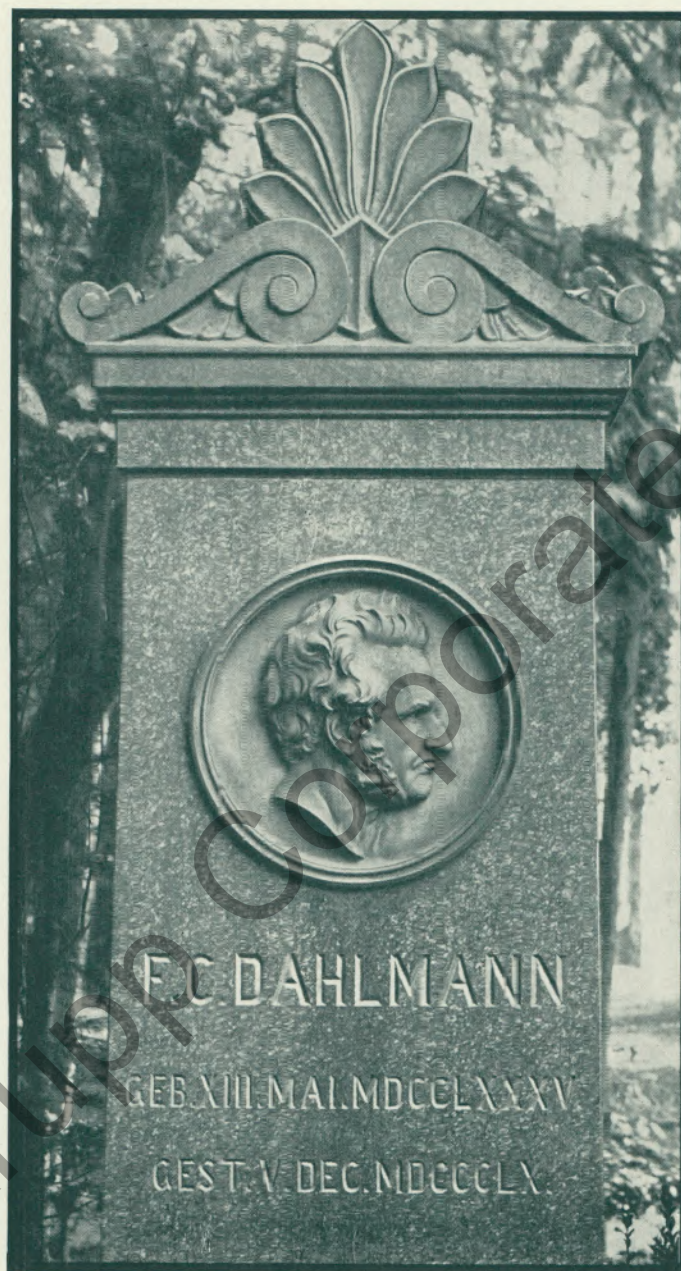
Nicht weit von Arnolds einfachem Grab fesselt uns ein weit prächtigeres Denkmal. Friedrich Wilhelm IV. hat es seinem Freund und Lehrer Barthold Georg Niebuhr errichten lassen. Man glaubt sich unter die Denkmäler und Bauten der Potsdamer Gärten versetzt. Unter einem Christuskopf mit der Dornenkrone sehen wir die Nachbildung eines altrömischen Reliefs vom Vatikan, von Rauchs Meisterhand. Eine männliche und eine weibliche Gestalt reichen sich die Hände. Niebuhr liebte das Original sehr; er mußte nicht, welche erschütternde Symbolik das Bild dadurch erhalten sollte, daß seine Gattin, Lucie Henseler, neun Tage nach ihm an gebrochenem Herzen starb und an seiner Seite die ewige Ruhe fand (Abb. 1).

Heute lebt Niebuhr im Gedächtnis der Deutschen als der Begründer der neueren Geschichtsforschung fort, als Verfasser der großen „Römischen Geschichte“. Nach Preußen ist der in Kopenhagen geborene, in Meldorf in Holstein aufgewachsene Gelehrte und Staatsmann auf besondere Weise gekommen. Durch den Homer-Übersetzer und Dichter Joh. Heinrich Voß war der begabte Knabe zum Interesse an der Antike geführt worden und war — zwanzig Sprachen hat er später beherrscht — mit sechzehn Jahren „ein kleines Wunder von Kenntnissen und an Reife des Verstandes“. Dann hatte ihn das Schicksal in einen praktischen Beruf geführt. 1803 war er Direktor der Bank in Kopenhagen geworden. Von dort berief ihn der Freiherr vom Stein, damals preussischer Finanzminister, an die Spitze der Preussischen Bank, der sogenannten Seehandlung, bei der große Betrügereien vorgekommen waren. Niebuhr wurde einer der treuesten Mitarbeiter Steins. Zwar bewog ihn sein übermäßig reizbares Naturell, 1810 aus dem Staatsdienst auszuschcheiden; 1811 begann er seine „Römische Geschichte“, von der Goethe sagte: „Möchten doch alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden.“ Das Vertrauen des Königs, dem er als Lehrer des Kronprinzen in der Finanzkunde nahegetreten war, rief ihn 1816 als Gesandten nach Rom. Hier hat er nicht nur mit hoher Weisheit die schwierigen Verhandlungen mit der Kurie wegen der Neuerrichtung des Kölner Erzbistums unter preussischer Herrschaft geleitet; sein Haus wurde auch der Mittelpunkt deutschen Lebens in Rom. Die Berufung eines Gesandtschaftspredigers, die Erhaltung des berühmten protestantischen Kirchhofs an der Cestiuspyramide,

auf dem Goethes Sohn schläft, verdanken wir ihm und seinem Sekretär Bunsen.

Auch dieser, Carl Josias Frhr. v. Bunsen, ruht auf dem Bonner Friedhof, wohl der romantischste, aber auch umfassendste Geist dieses Kreises. Mit gewaltigen, doch unklaren Plänen einer „Idee der Philosophie in ihrem Verhältnis zum Glauben, zur Philosophie und Historie“ trug sich der junge Theologe und Philologe, der in Paris Isländisch, Persisch und Arabisch studiert hatte, als er von Niebuhr zu methodischer, sicherer Arbeit geleitet wurde und in Stein, mit dem er in Briefwechsel trat, seinen Führer in den Angelegenheiten der deutschen Welt fand. „Dank Stein und Niebuhr!“ waren seine letzten Worte nach dem Zeugnis seiner Witwe, der geistvollen Fanny Waddington, die an seiner Seite begraben liegt.

Er nahm sich in Rom als Legationsrat der kleinen evangelischen Gemeinde mit ganzer Kraft an und verfaßte für sie eine Agenda, die auch die königliche Sanction erhielt, und in seinem Heim im Palazzo Caffarelli, der späteren deutschen Botschaft, wurden deutsche Kirchenlieder und altitalienische Musik in gleicher Weise gepflegt. Aus einer Freundschaft mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.) entsprossen die Anfänge des berühmten „Deutschen archäologischen Instituts“ in Rom; durch seine etruskischen Studien und den französischen Archäologen Champollion le jeune, den Entzifferer der ägyptischen Inschrift von Rosette, angeregt, gewann er Karl Lepsius und den Kronprinzen für jene Pläne, die durch Lepsius' Expedition (1842 bis 1845) die systematische Ergründung der ägyptischen Welt und ihrer Sprache vorbereiteten, deren letzte Früchte in der Erforschung des bekannten



Lichtbild J. Cöhr, Düsseldorf.

Abb. 2. Friedrich Dahlmann.

Grabmals des Königs Tut-anch-amon vorliegen.

Sein Eintreten für Staats- und evangelische Interessen in dem leidigen Mischehenstreit der dreißiger Jahre machte ihn in Rom unmöglich. Aber eine schöne Frucht brachte er heim, die noch heute unübertroffene Gattasche „Beschreibung der Stadt Rom“, die zum großen Teil sein Werk ist.

Als treuer Kämpfer für die evangelische Sache wirkte er, seit 1841 Gesandter in London, für die Errichtung des protestantischen Bistums in Jerusalem. Doch auch für die Schönheit der gotischen Welt mittelalterlichen Kirchentums hatte er Sinn. Das zeigte seine Schrift: „Die Vollendung des Kölner Domes, eine Stimme aus England“, in der er warm für diesen

durch Jahrhunderte vernachlässigten Bau eintrat, von dem Stein einst klagte: „Wäre es ein Theater, so fände sich wohl Geld zum Unterhalt und selbst zum Ausbau — aber eine Kirche — wen kümmert diese?“

Der Kölner Dom! Wir lieben ihn alle, den ewigen Dom, aber der Name des Mannes, der ihn uns eigentlich neu geschenkt hat, ist in Deutschland, ja selbst im Rheinland, fast vergessen: Sulpiz Boisserée.

Wenige Schritte vom Bunsenschen Erbbegräbnis entfernt ruht er unter gemeinsamem Grabstein mit seinem Bruder Melchior.

Aus einer ursprünglich belgischen, nach Köln eingewanderten Familie stammend, hatte Sulpiz in Hamburg durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, wie Perthes und Reimarus, hohes Interesse für die Kunst gewonnen. Bald widmete er, ein tüchtiger Zeichner und Mathematiker, sich ihr ganz im Bunde mit seinem Bruder, der Chemiker war. In Paris ging ihnen durch die von Napoleon geraubten Sammlungen altdeutscher Kunstwerke das Verständnis für diese in Deutschland fast verschollene Welt auf, und als sie mit ihrem dort gewonnenen Freunde, dem Ästhetiker Friedrich Schlegel, nach Köln zurückkehrten, begannen sie im Verein mit Wallraf die Sammlung niederrheinischer Kunstwerke, die bald berühmt wurde. Als Goethe in Heidelberg, wo die Brüder seit 1810 wohnten, die Sammlung zum ersten Male sah, rief er aus: „Auch hier sind Götter!“ Das Wort hat eine tiefe Bedeutung. In dem regen brieflichen Verkehr mit Sulpiz fand Goethe, einst ein Bewunderer deutscher Baukunst, später durch Itallen ganz der Klassik gewonnen, zur deutschen Kraft des Ausdrucks den Weg zurück und näherte sich so den Romantikern, die er so heftig bekämpft hatte. Die Weiterführung und Vervollendung des „Fauf“ hat Sulpiz Boisserée nicht unwesentlich gefördert und beeinflusst.

Die herrliche Bildersammlung, derentwegen die Brüder nach Stuttgart gezogen waren, um sie einem größeren Publikum zugänglich machen zu können, fand schließlich eine würdige Stätte. 1827 ging sie für 120 000 Taler in den Besitz des kunstsinnigen Ludwig I. von Bayern über und bildete den Grundstock der „Alten Pinakothek“ in München. Dann gelang es Melchior durch seine chemischen Studien, alte Bilder in ihrem ganzen Farbenglanz auf eine Glasstafel zu malen und zu brennen. So wurde er der Wiedererwecker der verlorenen Kunst der Glasmalerei. Die schönen Appreturbilder im Kölner Museum geben Zeugnis von ihm.

Wir aber brauchen nur wenige Schritte von seinem Grabe zu gehen, da steht eine kleine Kapelle, jetzt der altkatholischen Gemeinde gehörig; in ihrer Altarwand entzücken uns vier Glasfenster mit Darstellungen des „Ave-Maria“, der „Geburt Jesu“, der „Darstellung im Tempel“ und des „Schweiß-tuches der heiligen Veronika“. Selten wird man Schöneres an Pracht der Farben und Feinheit der Abtönung sehen können.

Unvergängliches Verdienst hat sich Sulpiz Boisserée um Deutschland dadurch erworben, daß er 1814 den preussischen Kronprinzen für die Schönheit und den Kulturwert des Kölner Domes begeisterte. Der große Baumeister Schinkel wurde für das Werk gewonnen; Boisserée nahm selbst Messungen im Dom vor und stellte die ursprünglichen Pläne des Baues wieder ans Licht. Der „Dombauverein“ wurde gegründet; ganz Deutschland, Evangelische nicht weniger als Katholiken, half mit Gaben, und 1842 konnte der Grundstein zum Weiterbau in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV., des Schirmherrn des Dombaues, gelegt werden. Lange noch hat es gedauert, bis 1880 der „ewige Dom“ vollendet war. Wie berührt doch jeden ehemaligen Musensohn dies Wort! Klingt's nicht wie Jugend und Schönheit, das Lied: „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut“? . . .

Mit tiefer Ehrfurcht treten wir an das Grab und zu dem Marmorbilde seines Dichters, des Mannes, der zuerst weitesten Kreisen unseres Volkes die Schätze deutscher Vergangenheit wieder zugänglich machte, indem er sie in die Sprache seiner Zeit umgoß: Karl Josef Simrock.



Lichtbild J. Cohn, Düsseldorf.

Abb. 3. Robert und Clara Schumann.

Unter französischer Herrschaft war er 1802 in Bonn geboren, und seine Eltern schwärmten für den Korsen. Er aber, als Jurist einer der ersten Schüler der jungen Hochschule seiner Vaterstadt, hatte sich, zu Füßen von Arndt und August Wilhelm Schlegel sitzend, mit heißer Liebe für die großen Gestalten der deutschen Vorzeit erfüllen lassen, und diese Liebe hat ihn für sein ganzes langes Leben nicht verlassen. In Berlin wurde er durch den großen Germanisten Lachmann in die Methodik der germanischen Wissenschaft eingeführt; in der bekannten, von Hitzig gegründeten „Mittwochs-Gesellschaft“ trat er in regen Verkehr mit Chamisso und anderen führenden Geistern der Dichtkunst. Niebuhr ermunterte ihn zu poetischem Schaffen, und Ostern 1827 ließ der junge Referendarius am Kammergericht seine Übersetzung des Nibelungenliedes erscheinen, von der Goethe erklärte, „jedermann sollte

sie lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfangen". — Bald hatte Simrock Muße genug, sich ganz der Übersetzungskunst zu widmen. Ein in jener reaktionären Zeit gewiß anstößiges Freiheitsgedicht „Drei Tage und drei Farben“ bereitete 1830 seiner Laufbahn als Jurist ein vorzeitiges Ende. Er zog nach Bonn zurück, und bald bildete sein Landhaus in Menzenberg bei Honnef am Rhein eine gastliche Stätte, wo die „Revolutionäre“ Rinkel und Freiligrath, aber auch Beibel, Wolfgang Müller von Königswinter u. a. frohe, geistig fruchtbare Tage verlebten. Seit 1850 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Bonn, erschloß Simrock nun den weiteren Kreisen der Gebildeten die Schönheiten der Werke Walthers von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach, der „Kudrun“ in Übersetzungen, die, heute veraltet, damals bahnbrechend wirkten. Durch ihn ist uns die Edda neu entdeckt, durch seine Sammlung sind die alten Sagen, die um den Drachensfels und den Rhein schweben, lebendig geworden. So ward er ein Hüter und Verwalter wertvollsten deutschen Besitzes, und jubelnd stimmte er in großer Zeit in den Hochgesang seines endlich zur Einigkeit sich emporringenden Volkes ein. Obwohl ein treuer Sohn seiner Kirche, mochte er sich doch dem Unfehlbarkeitsdogma nicht beugen. Als Mitglied der altkatholischen Gemeinde ist er 1876 gestorben.

Nicht weit von ihm schläft sein Lehrer den ewigen Schlaf: August Wilhelm v. Schlegel, wohl der größte Meister der Übersetzungskunst, den Deutschland hervorgebracht hat. Er ragt noch in jene Zeit des „Sturmes und Dranges“ hinein, aus der die Helden von Weimar erwachsen, mit denen er Jahre hindurch eng verbunden war.

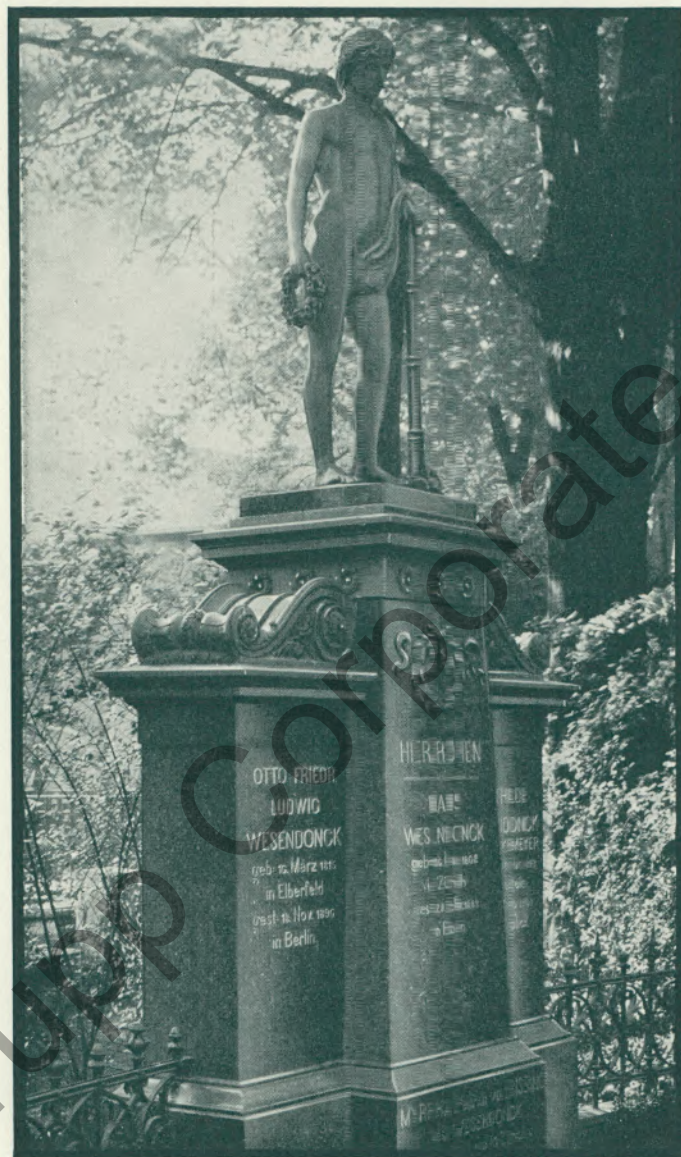
Bürger hat ihn einst in Göttingen seinen „poetischen Sohn“ und „Lieblingsjünger“ genannt, aber mit dem feinen Gefühl für klangliche Behandlung der Sprache ihm auch jenes unruhige, zerfahrene Umherstürmen vererbt, das ihn ruhelos und glücklich hat werden lassen, weil ihm der feste Pol sittlicher Lebensgestaltung fehlte. Durch seine Übersetzung des Shakespeareschen „Sommernachtstraums“ Mitarbeiter an den „Horen“ geworden, ist er durch Schillers und Goethes Einfluß geläutert und hat in seinen Shakespeare-Übertragungen Werke geschaffen, die, „selbst Kunstwerke von reinster Formenschönheit, mit dem bedeutenden Inhalt auch die eigentümlich künstlerische Form des englischen Originals getreu wiedergeben und überall den dichterischen Geist und das dichterische Werk Shakespeares erfolgreich wahren“. Wenn heute Shake-

speare in weit größerem Maße ein Besitz der deutschen als der englischen Welt ist — kommen doch auf der Erde auf eine englische fast elf deutsche Aufführungen seiner Werke —, so ist das in erster Linie Schlegels Verdienst. Aber seine unglückliche Ehe mit Karoline Michaelis trieb ihn aus Berlin, aus dem Freundesbund, den er mit Ludwig Tieck, Schelling und Schleiermacher geschlossen, aus Amt und Würden fort in eine abenteuerliche Wanderzeit. Durch Goethe hatte er die geist-

volle Tochter Neckers, Frau v. Stael, kennengelernt. Als Hauslehrer ihrer Kinder war er bald in ihre Nähe verstrickt, folgte ihr in die Verbannung nach Schloß Coppet am Genfer See, ging mit ihr nach Italien und nach Wien, wo er Vorlesungen gegen die geistige Vorherrschaft der Franzosen hielt. Auf ihren Irrfahrten gelangten die beiden auch nach Kopenhagen, wo Schlegel als Sekretär des Kronprinzen Bernadotte den Titel eines Regierungsrates erhielt. Eine neue Ehe, die der unruhige, eitle und einer krankhaften Selbstüberhebung immer mehr verfallende Mann nach dem Tode der Frau v. Stael 1818 einging, brachte ihm neue Enttäuschung. So lebte er in Bonn als Professor, mit allen, auch den wohlwollendsten Freunden verfallen, „von dem jüngeren Geschlecht vielfach verspottet, noch öfter nur dem Namen nach gekannt“, bis ihm 1845 der Tod endlich den Frieden brachte, den er hier nie gefunden.

Was in Schlegels Leben fehlte, sittliche Kraft und Stetigkeit, das macht den Namen Friedrich Dahlmanns unsterblich. Wenn der Gelehrte Dahlmann längst vergessen ist, wird das Bild des deutschen Freiheitsapostels noch lange im deutschen Volke leben. Auch er war, wie seine Freunde Arndt und Niebuhr, unter fremdem Zepter geboren. Seine Hei-

mat Dsmar gehörte damals noch der schwedischen Krone. Als Schüler von Schleiermacher und Steffens jedoch war Dahlmann der Idee der deutschen Wiedergeburt gewonnen worden, und mit Heinrich v. Kleist hatte er, glühender Begeisterung voll, zög das Schlachtfeld von Aspern, den Schauplatz der ersten Niederlage des verhassten Eroberers, besucht. Bald griff er tätig in den politischen Kampf ein. Als Professor in Kiel, zugleich Sekretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, brachte er im Kampfe für deren Rechte die verhängnisvolle schleswig-holsteinische Frage vor den Bundestag. Dem deshalb Verfolgten verschaffte Niebuhrs Einfluß einen Ruf nach Göttingen — aber damit nur neue, schwere Kämpfe. Als Abgeordneter der Universität in der zweiten hannoverschen Kammer trat er mit furchtloser Energie dem schmählichen



Lichtbild J. Söhn, Düsseldorf.

Abb. 4. Mathilde Wesendonek.

Verfassungsbruch des Königs Ernst August entgegen. Die berühmten „Göttinger Sieben“ wurden ihrer Ämter entsetzt, Dahlmann mit den Brüdern Grimm und Servius auch noch in roher Weise des Landes verwiesen. Fünf Jahre der Verbannung und wirtschaftlicher Not konnten den festen Mann weder beugen noch verbittern. Seit 1842 in Bonn in engster Freundschaft mit Arndt verbunden, wie dieser ein Liebling der Bonner, besonders der akademischen Jugend, wurde er 1848 als Abgeordneter in Frankfurt der geistige Führer der „kleindeutschen“ Kaiserpartei, der besonders gegen die Einbeziehung des österreichischen Völkermischmasches in das Reich seine Stimme erhob. Feind aller Phrase, trat Dahlmann auch in der inneren Politik allem hohlen demokratischen Freiheitsgeschwafel entgegen, und wie seine „Politik“, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“, nach dem Urteil seines Biographen „auf die politischen Anschauungen einer ganzen Generation wirkte“, so hat er als Lehrer maßvolle politische Anschauungen gerade in die Reihen des Mittelstandes getragen (Abb. 2).

Ganz in den Zauberkreis von Weimar bannte uns dann wieder der einfache Stein, der den Rasenhügel schmückt, unter dem Schillers Lotte mit ihrem zweiten Sohn Ernst Schiller ruht. Zwei Frauen sollte das deutsche Volk nie vergessen, die ihm den Schiller erhalten haben: Frau von Wolzogen, die in düsterster Zeit dem schon Verzweifelnden und dem Abgrunde Nahen das rettende Heim in Bauerbach eröffnete, und Charlotte von Lengefeld, die durch ihre Liebe dem im eignen Feuer sich verzehrenden Riesengeiste Glück und Ruhe schenkte.

Erst aus dem Herzensbund, der am 22. Februar 1790 in der kleinen Dorfkirche zu Wenigen-Jena geschlossen wurde, hat Schiller die Kraft geschöpft, auf die Höhe seines Schaffens, „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen“, emporzusteigen, Unsterbliches uns noch fünfzehn Jahre hindurch zu schenken. Ein schweres Geschick war seiner Witwe beschieden. Ein Augenleiden beraubte sie fast ganz des Lichtes; sie fand herzliche Aufnahme im Heim ihres Sohnes Ernst, der als Appellationsgerichtsrat in Köln lebte, den größeren Teil des Jahres aber aus Gesundheitsrücksichten auf seinem freundlichen Landsitz Villrich bei Bonn zubrachte. Oft unterhielt sich der freundliche „Dunkel Schiller“, der bei jung und alt beliebt war, mit Kindern und Weinarbeitern, und wenn er die Mutter am Arm führte, deren Augen ein grüner Schirm bedeckte, so rieten ihr wohl gütigste Bäuerinnen, in der Wunderquelle im Siebengebirge das Leiden zu heilen. Als schließlich eine Operation nötig wurde, erlag Lotte Schiller am 9. Juli 1826 einem Nervenschlag. Ernst von Schiller, ein treuer, wenn auch nicht ebenbürtiger Bewahrer des väterlichen Erbes, sprach vor

seinem Tode — das Lungenleiden des Vaters hatte auch ihn ergriffen — den Wunsch aus, neben der Mutter begraben zu werden. Er ist ihm erfüllt.

In den Weimarer Kreis führt uns auch das Grab, in dem Adele Schopenhauer, die geistvolle und lebenswürdige, vom Schicksal so stiefmütterlich behandelte Schwester Arthur Schopenhauers, ruht. Von Goethe wegen ihrer Klugheit geschätzt, hat sie ihre Jugend der Pflege der Mutter geopfert, die den arroganten Sohn vergötterte, ihr aber wegen ihrer äußeren Häßlichkeit fast feindselig gesinnt war. Im Umgang mit Schlegel, Boisseree, Annette v. Droste-Hülshoff u. a. fand sie nach dem Tode der Mutter Inhalt für ihr an Liebe armes Leben. Besonders befreundet war sie mit der klugen Sibylla Martens-Schaaffhausen, die ihr das schöne Grabdenkmal mit der Inschrift in italienischer Sprache widmete.

Und nun wenden wir unsere Schritte der Stätte zu, die die sterblichen Reste eines Paares birgt, das durch sein Leben nicht weniger als durch seine Werke unter den echtesten und wahrsten Vertretern der Romantik stets an erster Stelle genannt werden muß.

Wer die Geschichte der Liebe Robert Schumanns zu Klara Wieck liest, glaubt sich in die Zeit der Troubadours und ihrer Aventiuren versetzt. Er, der Sohn eines reichen Hauses, zum Studium der Rechte bestimmt, weicht sich in Leipzig und Heidelberg aus innerstem Drange der Musik. In schweren Kämpfen mit der herrschsüchtigen Mutter erringt er sich die Möglichkeit, ganz der Kunst leben zu dürfen. Ein glänzendes Los als Klavierkünstler scheint für ihn gewiß. Da trifft ihn ein durch Ueberanstrengung hervorgerufenes Leiden seiner rechten Hand. Er wendet sich der Komposition zu und kämpft an der Spitze der „Davidsbrüder“ einen schweren Kampf gegen musikalische Unmaßung verdorrter Größen in Leipzig. Inzwischen war ihm im Hause seines Lehrers Fried-

rich Wieck die Wunderblume seines Lebens erblüht, dessen holdselige Tochter Klara.

Als neunjähriges Kind hatte sie ihre ersten Lorbeeren im Gewandhauskonzert in Leipzig gepflückt; der Elfjährigen hatte der greise Goethe 1830 in seinem Hause selbst das Sitzkissen herbeigebracht und ein Brustbildmedaillon überreicht mit der Widmung: „Der geistreichen Klara Wieck“. Der eitle Vater glaubte nun, mit seiner Schülerin, deren Kunst er ganz als sein Werk ansah, machen zu können, was er wollte. Ein Schumann, so hoch er ihn einst geschätzt hatte, erschien ihm nicht gut genug für sein Juwel. So trat er den Liebenden erst schroff, dann in geradezu frevelhafter Weise entgegen. Als Schelten und Zürnen nicht halfen, verleumdete er den Liebhaber im geheimen und öffentlich, schleppte seine Tochter auf Konzerkreisen umher usw. und zwang die Liebenden schließlich,



Lichtbild J. Sohn, Düsseldorf.

Abb. 5. Bernhard Thiersch
der Dichter des Preußenliedes.

gerichtlichen Beistand zu suchen, da der Haß des Vaters pathologische Formen annahm. Endlich konnte am 12. September 1840 doch in Leipzig die Hochzeit stattfinden. Nun begann eine Zeit des Glückes, des Glanzes und des Ruhmes. Uner schöpflisch schien der Born der Schumannschen Musik zu quellen — 138 Lieder hat Robert in den ersten Ehejahren der Welt geschenkt. Klara aber verbreitete den Ruhm ihres Gatten über Europa, und so in eins wuchsen die beiden Menschen, daß ein mehr hochgeborener als geistig hochstehender Herr einst zu Schumann gesagt haben soll: „So, Sie sind der Mann von Klara Schumann? Sind Sie eigentlich auch musikalisch?“

Aber hinter diesem Glück lauerte ein tödliches Schicksal. Die Qualen, die Schumann um seine Geliebte erduldet hatte, haben wunderbare Ländchen-ungen veranlaßt, wie die herrliche G-Dur-Symphonie, „eine tiefe Klage um Klara“, die „Kinderszenen“ u. a., aber sie förderten auch seine Neigung zur Melancholie, und trotz allem äußeren Glanze verschlimmerte sich das Leiden so, daß er mitten im Karneval 1854 völlig zusammenbrach und sich von der Rheinbrücke in Düsseldorf in den Strom stürzte. In tiefer geistiger Depression hat er noch bis zum 29. Juli 1856 in einer Heilanstalt in Endenich bei Bonn gelebt. Seinem Sarge, dem als erste Brahms und Joachim folgten, schloß sich nach Klaus Groths Schilderung halb Bonn an. Nun schmückt sein Grab ein Marmordenkmal von Donndorfs Meißnerhand. Der Genius am Fuße des Denkmals trägt Klaras Züge. Sie hat das Erbe ihres Mannes als treue Hüterin verwaltet, seine Schöpfungen in immer neuer Schönheit erstehen lassen. Als sie, hochbetagt, am 20. Mai 1896 starb, war das ganze große Denkmal eingehüllt in Berge der schönsten Blumen, die den gemeinsamen Hügel des seltenen Paares deckten, von dem Franz Liszt sagte, daß „keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung in der Kunstwelt denkbar sei als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin“ (Abb. 3).

Wehmut und Nüchternung begleiten uns an das nicht ferne Grab einer anderen edlen Frau, die einem noch größeren Meister der Töne Freundin und Muse war. Gegenüber dem

Denkmal der im Kriege von 1870/71 Gefallenen ruht mit ihrem Gatten und ihrem Sohne Mathilde Wesendonck.

Ihr Briefwechsel mit Richard Wagner ist ein herrliches Zeugnis für die reine, keusche Zuneigung, die die engelgleich schöne Frau für den düsteren, unseligen Mann empfand. In schwerster Zeit bot das Ehepaar dem aus dem Vaterland Vertriebenen, von der Kunstwelt noch Geschmähten ein Asyl auf dem „grünen Hügel“ bei Zürich. Hier entstanden die Entwürfe zum „Ring des Nibelungen“, dem „Tristan“, „Parsifal“. Mathildes „Fünf Gedichte“ gaben den Text zu Wagners schönsten Liedern, und aus den „Träumen“ entstand später die Liebesnacht des zweiten Tristan aufzuges. Die Eifersucht der Frau Minna Wagner schied die Ehepaare äußerlich — innerlich blieb Mathilde dem großen Genius unverbrüchlich verbunden. Wagner hat seiner Liebe und seinem Verzicht, dem Durchringen zu „heiterer Resignation“, ein herrliches Denkmal in den „Meisterfingern“ gesetzt. Hans Sachs und Evelyn Pogner sind die Verkünder dieser großen Beichte: „Von Tristan und Isolde kenn' ich ein traurig Stück! Hans Sachs war klug und wollte nichts von Herrn Markes Glück!“ — diese Worte sind auch Wagners Bekenntnis. Mathilde Wesendoncks Name wird leben, solange Wagners Tonwelt noch deutsche Herzen erhebt (Abb. 4).

Noch viele andere berühmte Namen der Wissenschaft und der Kunst nennen uns die Grabsteine des alten Friedhofes: da ist der Astronom Argelander, der vielumstrittene katholische Philosoph Hermes, der Geologe Nöggerath, dessen Grab ein prachtvolles Standbild ziert, Friedrich Mohr, der Chemiker, Beethovens Lehrer Franz Xaver Ries; ferner Bernhard Thiersch, der Dichter des Preußenliedes, Heinrich Geißler, der Erfinder der „Geißlerschen Röhren“, und viele, viele

andere (Abb. 5). — Eine ganze Welt macht uns der stille, anspruchlose Hain lebendig, eine Zeit des Werdens deutschen Geistes und deutschen Nationalbewußtseins, bestrahlt von dem Lichte der Genien Goethe und Stein. Uns begleitet die Mahnung des Hans Sachs:

„Ehrt eure alten Meister! Dann bannt ihr gute Geister!“

Die Dankesschuld.

Von Walter Flex.

*Ich trat vor ein Soldatengrab
Und sprach zur Erde tief hinab:
„Mein stiller grauer Bruder du,
Das Danken läßt uns keine Ruh'.
Ein Volk in toter Helden Schuld
Brennt tief in Dankes Ungeduld.
Daß ich die Hand noch rühren kann,
Das dank' ich dir, du stiller Mann.
Wie rühr' ich sie dir recht zum Preis?
Gib Antwort, Bruder, daß ich's weiß!
Willst du ein Bild von Erz und Stein?
Willst einen grünen Heldenhain?“
Und alsobald aus Grabes Grund
Ward mir des Bruders Antwort kund:
„Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh', Deutschland, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
Ist mir ein Denkmal, wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
Ein Blümlein überm Grab mir pflegt.
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank
Blüh'n mir als Totengärtlein Dank.
Blüh', Deutschland, überm Grabe mein
Jung, stark und schön als Heldenhain!“*

(Aus „Im Felde zwischen Nacht und Tag“.)

Auf dem Kirchhof.

*Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessnem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.*

*Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort Gewesen,
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.*

Liliencron.



Zeichnung von Heinz Medel.

Seeadler im Fluge.

Eiden-Verlag, München.

Kriegsbücher.

Von Dr. Karl Fuß.

Walter Flex: „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ (Verlag C. F. Beck, München, geb. 2,20 RM.)**. — Otto Braun: „Nachgelassene Schriften eines Frühvollendeten“ (Verlag Klemm, Berlin, geb. 5 RM.)*. — Hans Carossa: „Rumänisches Tagebuch“ (Insel-Verlag, Leipzig, geb. 6 RM.). — Georg von der Brück: „Soldat Suhren“ (J. F. M. Spaeth-Verlag, Berlin, br. 4,50 RM., geb. 6 RM.). — Ludwig Renn: „Krieg“ (Frankfurter Societäts-Druckerei, br. 4,50 RM., geb. 6 RM.)*. — Erich Maria Remarque: „Im Westen nichts Neues“ (Propyläen-Verlag, Berlin, br. 4 RM., geb. 6 RM.). — Wilhelm Michael: „Infanterist Perhobstler“ (Rembrandt-Verlag, Berlin, br. 4 RM., geb. 6 RM.). — Karl Broeger: „Bunker 17“ (Diederichs-Verlag, Jena, fest kart. 2,80 RM.). — Georg Grabenhorst: „Fahnenjunker Volkenborn“ (Kochler & Amelang, Verlag, Leipzig, geb. 5,50 RM.). — Eduard Bachmann: „Vier Jahre“ (Horen-Verlag, Berlin, geb. 5,50 RM.). — „Schlump“ (Kurt Wolff-Verlag, München, kart. 3,60 RM.). — Joachim Ringelnatz: „Gustav Heister. Als Mariner im Krieg“ (Verlag Nowohlt, Berlin). — Edwin Erich Dwinger: „Die Armee hinter Stacheldraht“ (Diederichs-Verlag, Jena, br. 4,50 RM., geb. 6,80 RM.)*. — „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ (Georg Müller-Verlag, geb. 5,50 RM.)*.

(Anmerkung der Schriftleitung: Die unseres Erachtens wertvollsten Werke, deren Anschaffung wir uneingeschränkt empfehlen können, sind mit einem bzw. zwei Sternchen versehen. Aus den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ bringen wir auf Seite 517 ff. einen kurzen Auszug.)

Man spricht heute gern von einer „Konjunktur“ in Kriegsbüchern. Ich glaube aber, es steht doch mehr als nur eine flüchtige Mode hinter diesem auffallend starken Interesse der deutschen Leserschaft. Auch der Behauptung gewisser Literaten, die meisten dieser Frontbücher seien so überflüssig und wertlos wie das Gros der im Kriege selbst erschienenen Werke, kann ich nach der Lektüre von rund einem Duzend solcher Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind, nicht beipflichten. Ich finde jedenfalls, daß die Autoren fast ausnahmslos an die Gestaltung des Stoffes mit jenem Ernst herangegangen sind, der diesem angemessen ist.

Nicht als ob jetzt erst die Auseinandersetzung mit dem Krieg als einem den Einzelnen und die Nationen aufwühlenden Ereignis, als einem ungeheuren Erleben eingeseht hätte; immerhin haben wir vielleicht jetzt, ein gutes Jahrzehnt nach Kriegsende, den nötigen äußeren und inneren Abstand, um

gerechter zu werten, klarer zu deuten und zu urteilen, tiefer zu verstehen.

Einige Dichter sind freilich schon während des Krieges und kurz nach ihm über Schlachtenbericht und Tagebuchreferat hinausgekommen. Unvergesslich ist vor allem Walter Flex, dem in seinem herrlichen „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ bereits gelang, das Kriegserlebnis sub specie aeterni zu betrachten und zu gestalten. Und mit der schwerste Verlust, den das geistige Deutschland im Kriege erlitt, war zweifellos Otto Braun, dieser wahrhaft genialische Jüngling. In seinen Briefen und Tagebüchern aus dem Felde hat dieser Frühvollendete, zu Höchstem Berufene — und er war als Sohn der berühmten Sozialistin Lily Braun wahrhaftig kein „Hurrapatriot“ — die tieferen Hintergründe dieses Völkerringens klar erkannt. Im November 1917 schreibt er einmal in einem Briefe:

„Gerade beim Militärdienst zeigt sich der Mann, und auch das hätten Sie aus den Büchern meiner Mutter lernen können, das Schmerzliche des Lebens freudig zu bejahen, und hier, im gewiß vielfach Unangenehmen und Kleinlichen des Soldatenlebens, das Größere zu erkennen, wie jeder von uns nur ein ganz kleiner Teil ist in dem ungeheuren Geschehen, wie jeder Teil aber diese eiserne Verpflichtung hat, sein Bestes daran zu geben, um der eigenen gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Hier handelt es sich um weit mehr als um das Wohl und Wehe vieler einzelner Menschen, es handelt sich hier um die Existenz, die Freiheit und Größe vom Besten, was wir haben, unseres Vaterlandes, aus dem uns alles quillt und dem wir alles verdanken. Wer sich von solchen Gefühlen leiten läßt, der ist innerlich erhaben über die Schikanierungen eines Unteroffiziers. Ich würde nicht so zu Ihnen sprechen, wenn ich nicht selbst zwei Jahre, bis zu meiner Verwundung, draußen gewesen wäre.“ —

Noch einige andere Namen sind hier ehrenvoll zu nennen. Ernst Jünger mit seinen Büchern „In Stahlgewittern“ und „Das Wäldchen“ begnügt sich gleichfalls nicht mit einem sachlichen Bericht, sondern dringt bei der Deutung des Kriegserlebnisses in metaphysische Bezirke vor. Und da ist Hans Carossa, der das vielleicht liebenswerteste Kriegsbuch geschrieben, sein wundervolles „Rumänisches Tagebuch“; hier hebt schönes Menschentum den Kriegsalltag in dichterische Sphären. Unvergesslich prägen sich einzelne Bilder ein: der Tod des Räckchens Matscha etwa, oder die Flucht und Rückkehr jener rumänischen Bauernfrau, die überlebensgroß vor uns hintritt. Friß von Unruh („Opfergang“) und Rudolf Binding („Aus dem Kriege“) haben erschütternde Dokumente gegeben; wesentlich scheint mir auch die wenig bekannte, tiefe, im Philosophischen wurzelnde Novelle von Friedrich Wolf: „Der Sprung durch den Tod“. —

Die neue Welle der Kriegsbücher setzte dann vor zwei Jahren mit Georg von der Brings „Soldat Suhren“ ein. Hier wurde ganz schlicht das Lied vom kleinen Musketier gefungen, der ein Partikelschen war im Millionenheer. Aber nicht balladenwuchtig, wie man es vielleicht erwartet, rauscht die Handlung daher; lyrisches Weltgefühl strömt sich hier aus, verwunschen fast, zart sind diese aneinandergereihten Skizzen um Kamerad Suhren; gedämpft ist die Melodie, Traumhaftes weht in die harte Wirklichkeit von Blut und Brand hinein. Ein schönes, ein stimmungsvolles Buch (freilich mit einigen tendenziösen Verallgemeinerungen), aber nicht der ganze, der wirkliche Krieg.

Der ist in Ludwig Renns „Krieg“. Jeder alte Frontsoldat wird dieses Werk mit tiefster Anteilnahme und Erschütterung lesen, das ohne jeglichen rhetorischen Aufpuß, mit einer grandiosen Sachlichkeit das Kriegserleben des einfachen Mannes wiedergibt. Das eigentlich Packende, Ergreifende an Renns Buch ist neben der wirklichkeitsnahen Schilderung des Vormarsch- und Schützengrabenkriegs die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der dieser Gefreite, Unteroffizier und Bizefeldwebel Renn seine Pflicht tut. Diese Geradlinigkeit der Pflichterfüllung, diese Auffassung der Pflicht zwar nicht als eines hohen Ideals (wie sie den Führernaturen eigen sein muß), aber als einer männlichen Notwendigkeit — diese Auffassung war ja letzten Endes das Geheimnis der deutschen Frontersfolge, der Niedergang dieser Gesinnung der Anfang vom bitteren Ende. — Renn erzählt in knappen Sätzen, sein Stil hat die Monumentalität der Einförmigkeit, aber es wäre falsch, diese Darstellungsweise roh zu nennen — für den Hellhörigen ist hier unterirdisch eine hohe schriftstellerische Kunst festzustellen. Damit stimmt zusammen, was man in letzter Zeit munkelt: daß Ludwig Renn, der seinen Bericht autobiographisch zu geben scheint, gar nicht der einfache Mann aus

dem Volke ist, daß sich vielmehr hinter diesem Pseudonym ein früherer Gardeoffizier von altem Adel verbirgt. Daß er neuerdings, wie man hört, ins kommunistische Lager abgetrieben wurde, mag befremden, mit der Größe seiner literarischen und menschlichen Leistung hat dies nichts zu tun.

Auch in Erich Maria Remarques vielgelesenem und vielumstrittenem Buche „Im Westen nichts Neues“ steckt zweifellos viel schriftstellerische Routine. Es ist sogar weitaus „gekonnter“, gewandter geschrieben als das von Renn, aber es hat nicht dessen Tiefgang, nicht den sympathisch-männlichen Ernst der Haltung. Es ist stellenweise bedenklich literatenhaft, feuilletonistisch, lieft sich daher freilich leichter, flotter als Renn. Gewiß: es hat echte und einprägsame Stücke bei Remarque (etwa die Urlaubsszenen mit der kranken Mutter), aber es gibt auch Stellen, die unwahr empfunden sind, konstruiert anmuten. Das gilt selbst von der äußerlich eindrucksvollsten Episode, der Patrouille und dem daran anschließenden graufigen Erlebnis im Granattrichter mit dem toten Franzosen. Das riecht nach Theater. Und manche Seiten des Buches leben sogar von uralten Kasernehofwischen. Für diesen Paul Bäumer, den Helden des Buches, und seine Kameraden, diese blutjunge Generation, die von der Schulbank weg (wohl-gemerkt nach zwei Jahren Kriegszeit) in die Front kommt, ist der Krieg letzten Endes ein böses Abenteuer, ein unangenehm-gefährlicher Sport. Für Renn, den Reiseren, Schwerblütigen, ist der Krieg ein großes, schweres Schicksal. Remarque reflektiert auch immer wieder, spricht über den Krieg, anstatt ihn zu gestalten. Er verallgemeinert zu leicht und wird und wirkt dadurch ungerecht. Nicht jeder Rekrutenunteroffizier war ein Soldatenschinder wie sein Korporal Himmelstoss, nicht jeder Oberlehrer eine Karikatur wie sein Herr Kantorek. „Dieses Buch will keine Anklage sein“, besagt das Vorwort, aber das stimmt nicht ganz. Er klagt tatsächlich eine Welt an, die den Krieg zuließ, der nach der unmaßgeblichen Ansicht des Verfassers „uns für alles verdorben hat“. Es fehlt Remarque durchaus der Sinn für das Hintergründig-Apokalyptische des Krieges. Auch Renn ist gewiß kein Kriegsverherrlicher, aber in der Haltung seines Berichts lebt doch ein tieferes Verständnis, das im Krieg nicht nur ein sinnloses Blutvergießen sieht, sondern ein elementares Ereignis, das schrecklich und groß ist.

Nicht eben stark ausgeprägte künstlerische Gestaltungskraft ersetzt Wilhelm Michael in seinem „Infanterist Perchobstler“ durch eine gewinnende Unmittelbarkeit der Darstellung. Dieser pfälzische Soldat hat an der Front gestanden, wo's am brenzlichsten war — in Flandern. Später auch an anderen Fronten. Es ist ein echtes „Frontschwein“, und auch in seinem Buche herrscht ein frisch-derber, gelegentlich auch sehr hemdärmeliger Ton. Eine Landsknechtsnatur in gutem Sinn ist dieser Infanterist, Zugführer und Leutnant Perchobstler. „Wo Front war, trieb es einen Infanteristen hin. Das war ein Verhängnis für uns alte Marschierer. Es war ein unheimliches Schicksal.“ Die Hölle des Trommelfeuers und der Minenkämpfe hat hier einen Darsteller gefunden, der mitreißt. Man hat immer den Eindruck: hier spricht ein grundständiger Mensch, der sich eine Last vom Herzen schreiben mußte. So ist ein in reizender Weise subjektives Buch entstanden, aber es enthält den Krieg so, wie er war.

Jegendwo an der Westfront, zwischen Trichtern und Laufgräben, mitten im Trommelfeuer liegt der betonierte „Bunker 17“, von dem uns Karl Broeger in seiner Geschichte erzählt. Eine Maschinengewehrabteilung unter Unteroffizier Schmalz hält ihn besetzt. Angriffe werden abgeschlagen, Nachtpatrouillen gemacht, um ein paar Kübel schlechten Essens muß täglich einer das Leben wagen, ein verwundeter Leutnant wird hereingeht — Alltag an der Front. Aber der Bunker wird schließlich isoliert, es ist eine Frage der Zeit, bis er entdeckt, umzingelt, „erledigt“ wird. Da geht Schmalz auf



Novemberabend.

Radierung von Fritz Kampe.

des Offiziers Geheiß mit einem Kameraden nach hinten, um Rettung zu holen. Glückselig schlagen sie sich durch feindliche Posten hindurch, aber als sie am nächsten Abend den Bunker entsetzen wollen, da finden sie ihn durch Artillerie verschüttet, tot die Besatzung. Auch das Alltag an der Front. Der im tiefsten durch das Schicksal seiner Kameraden ausgewählte Schmalz begeht wenige Tage später in der Stappenstadt ein schweres Delikt gegen einen Vorgesetzten und macht dann seinem Leben in der „Drehscheibe“, der Beobachtungsstation, ein Ende. — Nur eine kleine Episode aus dem großen Krieg, um ein paar Durchschnittssoldaten herum, die beileibe keine „Helden“ sind. Aber erschütternd in der schlichten Darstellung Broegers; nur der Schluß wirkt nach meinem Gefühl angefleht, unorganisch.

Ernstlich, bewußter als die bisher benannten Autoren geht Georg Grabenhorst in seinem Roman „Fahnenjunker Volkenborn“ daran, eine geistige Vertiefung des Fronterlebnisses zu geben. Hier spricht nicht der einfache Pflichtsoldat, nicht der Soldat gewordene Zivilist, sondern ein junger Mensch, der am Soldatenleben als solchem hängt, der Führer, Offizier werden will, der nach einem Sinn von Soldatsein und Kriegsführen sucht. Manches in dem offenbar stark autobiographisch bestimmten Schicksal dieses Fahnenjunkers und Fähnrichs Volkenborn ist noch zu „romantisch“, zu privat auch, aber die ehrliche, ungestüm-jugendfrische Art der Auseinandersetzung mit den Problemen nimmt für einen Dichter ein, der, ein geistiger Mensch, bewußt und aktiv, nicht nur leidend, den Krieg und seine Schrecken erlebt. Auch ihm fiel als Schönstes zu: die Kameradschaft im Schützengraben, und selbst am bösen Ende bekennt er sich bezeichnenderweise zum Leben, zu neuem Dienst am Vaterland. Es gibt eben auch eine

junge Generation, die durch den Krieg nicht „verdorben“ wurde, es gab auch junge Menschen, die im Krieg geläutert wurden.

Von den anderen Kriegsbüchern hebt sich Eduard Lachmanns Frontbericht eines Reiters „Vier Jahre“ merklich ab durch eine bewußte Stilisierung, die keine Einzelheiten geben, sondern eben das Fronterlebnis als solches verlebendigen will; erst durch den Filter einer sehr intellektuellen Auffassung hindurch gewinnt es Wort und Gestalt. Ein stark zu Reflektion und Abstraktion neigender, dabei aber doch sehr sensibler Mensch spricht hier in einer gepflegten, mitunter fast manierierten Sprache, wobei bezeichnenderweise die Landschaftsschilderung einen sehr breiten Raum einnimmt. Fast einen feinsinnigen Essay möchte man dieses Buch nennen. Empfindsame Einsprengsel lassen mitunter fast vergessen, daß es sich um ein Kriegsbuch handelt. — In Frankreich, Litauen, Galizien und wieder in Frankreich kämpft das Reiterregiment. Viel „Weite und Abenteuer“ waren in diesen vier Jahren, auch manches Idyll, wie es dem Grabeninfanteristen versagt blieb. Bezeichnend für des Autors Gesinnung ist ein Satz, den er am Anfang und am Ende ausspricht: „Ob Krieg oder nicht, Verteidigung oder Angriff, ob Recht, ob Unrecht, dem einzelnen stand es nicht an, danach zu fragen. Stelle dich hin für das Land, Mensch unten in der Tiefe, und stirb, mögen andere oben den rechten Weg finden!“

Eines ist den genannten Büchern gemeinsam: aus ihnen allen klingt gleichermaßen das Hohelied des deutschen Feldsoldaten (nicht zu vergessen des „kleinen“ Infanterieoffiziers), der fast Übermenschliches leistete. Wer verstünde nicht die Erbitterung, die diese in Grabendreck und Trommelfeuer hungernden Soldaten ergreifen mußte, wenn sie einmal vom

Treiben der „Etappenschweine“ erfuhren! „Schlump“, das Buch eines Anonymus, läßt da hinter die Kulissen sehen, nicht immer und durchaus sympathisch, aber wertvoll als Dokument eines Wissenden. Der unbekannte Autor schreibt bemußt simpel-pfiffig, oft auch zynisch-frivol, aber hier und da wird der Erzähler doch von seinem Stoff hingerissen, eben in den Frontkapiteln, wird sein Ton würdig und ernst. Fast möchte man meinen, hier erzähle ein im Grunde empfindsamer, von seinem Erleben erschütterter Mensch absichtlich schnodderig-witzelnd, um seine Ergriffenheit zu verbergen. Im übrigen ist das Büchlein sehr aufschlußreich — man möchte freilich nach seiner Lektüre meinen, es habe in der Etappe überhaupt keinen anständigen Menschen mehr gegeben, was natürlich übertrieben ist.

Selbst Joachim Ringelnatz tritt auf den Plan der Kriegsbuchschreiber. „Gustav Hester. Als Mariner im Krieg“ nennt er sein Werk, das freilich etwas anders ausgefallen ist, als man vielleicht vom Verfasser der „Reisebriefe eines Artisten“ erwartet hätte. Denn es ist ein sachlicher, ein erstaunlich sachlicher Bericht von vier Jahren Marinendienst des Maaten und späteren Leutnants Gustav Hester, hinter dem sich Ringelnatzens eigene pfiffige Physiognomie verbirgt. Vom eigentlichen Seekrieg freilich bekommt er nicht allzuviel zu sehen, nur einmal, in der Nähe von Mitau, legen sie ganz in Frontnähe Minen. Die anderen Erlebnisse heißen: harter Arbeitsdienst auf Festung, Dienst auf Minensperreschiffen, Exerzieren bei der Matrosenartillerie, Dienst bei einer Hilfsminensuchdivision und einer Luftabwehrabteilung. Hester-Ringelnatz war ein guter Soldat, ein scharfer Beobachter, ein getreuer Chronist; nach seinem Sinn ist es nicht, daß ihm statt des ersehnten bunten Abenteuers kleinlicher, aber anstrengender und verantwortungsvoller Minendienst in den Heimatgewässern zufällt. Sein Bericht beschönigt nichts, und wenn man Ringelnatz gelesen hat, kann man manches verstehen, was sich in den Novembertagen bei der Flotte ereignet hat. Auf jeden Fall wird uns der Autor dieses Buches menschlich-sympathisch nähergerückt, und das entschädigt für manche Lagebuchbreite der Darstellung. Unvergesslich das Jdyll des abkommandierten Leutnants in den Nordseedünen, wo er sich inbrünstig in die Beschäftigung mit der Kreatur einspinnt. — Bezeichnend, was er an einer Stelle über den Krieg sagt: „Mir erschien er nicht nur als eine komplizierte und mehr und mehr an Tragik zunehmende Abwicklung von Intrigen und Händeln zwischen einflussreichen Mächten aller Nationen, Konkurrenzkampf, das heißt in bezug auf Ursache und Ziel, denn wieviel Ergreifendes, Edles und Ehrliches dadurch aufgerüttelt war und unabhängig für sich wirkte, erkannte ich wohl.“

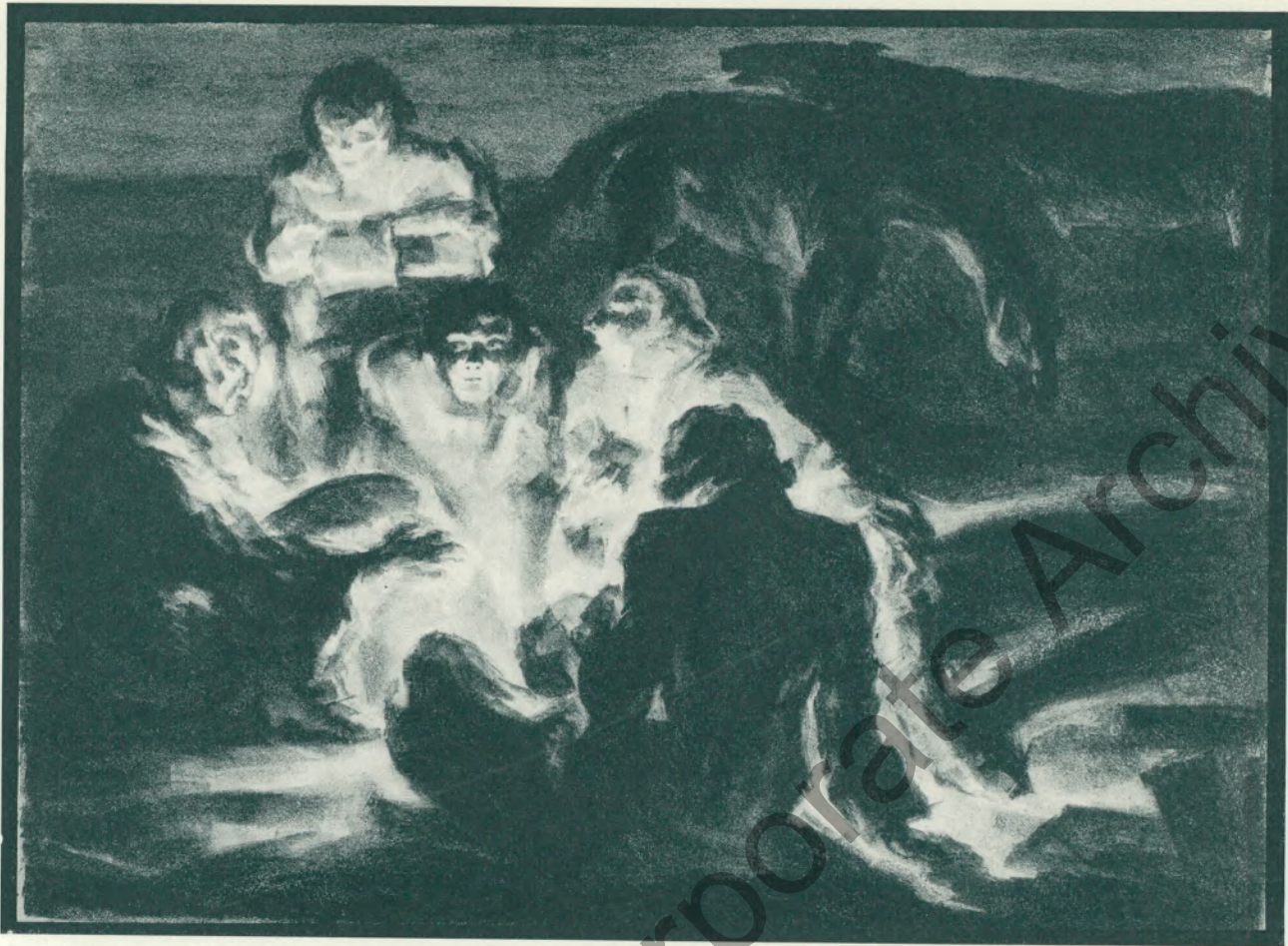
Es gab noch andere Kriegeschauplätze als die Fronten. Deutsche Soldaten waren irgendwo in Gefangenenlagern eingepfercht: in Frankreich, in Sibirien, in Marokko, in England und anderswo. Traurigstes Soldatenlos: der Willkür des Feindes preisgegeben, aus dem Weltgeschehen sozusagen ausgeschaltet, jahrelang getrennt von der Heimat, die doch auch im dreckigsten Schützengraben irgendwie war. Auch in der Gefangenschaft erfüllte sich manches tragische Schicksal; auch hier wurde für Deutschland gekämpft, ohne Waffen. Und es hat auch schon viele Berichte aus Gefangenenlagern gegeben, Berichte von stiller Verzweiflung, Berichte von kühnen Glückseln. Immer noch als das stärkste Buch aus dem Gefangenenmilieu, darüber hinaus ein umfassendes russisches Kulturbild, erscheinen mir Erik Brädtz zwei Bände „Der Pflüger im Leid“, die schon vor einigen Jahren erschienen sind. Neuerdings hat Edwin Erich Dwinger ein Buch herausgebracht: „Die Armee hinter Stacheldraht. Sibirisches Lagebuch.“ Ich erinnere mich aus meiner eigenen Sibirienzeit flüchtig an den Verfasser: ein blutjunges Bürschchen war's damals, Anno 1915, in langem Kavalleriemantel, leicht hinkend von einer

Verwundung, und man munkelte schon damals in dem ost-sibirischen Lager, dieser Dragonerjunker schriftstellere. Er hat dann auch nach dem Kriege verschiedene Romane geschrieben, die ich nicht kenne. Und nun legt er also sein „Sibirisches Lagebuch“ vor, und bei der Lektüre wurde wieder jene Zeit in mir wach, da ich, selbst Verstoßener des Geschicks, mit Tausenden von Kameraden in einer baumlosen Steppe am Rande der Mandschurei hinter Stacheldraht und Lagerzaun saß. Dwinger weiß um alle Dinge der Gefangenschaft, und er versteht lebendig und farbig zu erzählen. Es scheint mir, als sei nicht alles, was er bringt, autobiographisch, als habe er eigenes und fremdes Erleben verkoppelt, um über das Individuelle hinaus ein typisches Bild zu geben. Dazu hat ein Dichter selbstverständlich das Recht, wenn nur die innere Wahrheit dabei gewahrt bleibt. Ich möchte wünschen, viele läßen dieses erschütternde Dokument, denn immer noch herrscht größte Unkenntnis über Dinge der Kriegsgefangenschaft, immer noch hört man Phrasen wie: „Die saßen wenigstens weit vom Schuß, die hatten's gut.“ Und doch gilt mir für sicher, daß die seelische Belastung des Gefangenen härter war als die des Frontsoldaten. Ich finde zwar, daß die Darstellung Dwingers vielleicht allzu trübe ist und das Grauensvolle, Böse, Gemeine zu sehr betont, zumal gerade in Rußland die einzelnen Schicksale der Gefangenen sehr verschieden waren. Aber immerhin: Dwingers Buch sei besonders allen alten Soldaten empfohlen, die die andere Seite des Krieges, seine „Hinterhöfe“, kennenlernen wollen.

Vor meinem Geiste hebt sich ein schlichter, großer, von einem Adler gekrönter Stein, der auf einer kahlen Kuppe der ostsibirischen Steppe emporragt. Um dieses Ehrenmal der Friedhof der Gefangenen. Im Sommer wurden die Gräber ausgehoben — als Reserve für die kommenden Tosen des Winters, wenn die sibirische Erde steinhart gefroren . . . Ehre dem Andenken der Kameraden, die in der Ferne den Opfertod fürs Vaterland starben! —

Wir wollen nicht verkennen, daß „der“ Kriegsroman noch nicht geschrieben ist, noch nicht das Werk geschaffen, in dem das mythische Janusantlitz des Krieges aufgezeigt wäre. Überall in den genannten Büchern sind Ansätze hierzu vorhanden, keines noch ist Erfüllung. Das eindrucksvollste ist ohne Zweifel das von Kenn, das „geistigste“ das von Carossa. Jenes Buch aber, in dem wir am ehesten über das rein Tatsächliche, bei aller Wirklichkeitsnähe, hinausgetragen werden, ist für mich die Sammlung „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, die Philipp Witkop herausgebracht hat. Denn in diesen Briefen dominiert immer wieder der Gedanke, für eine sittliche Idee im Felde zu stehen, der feste Wille, den Krieg als Feuerprobe der sittlichen Persönlichkeit zu erleben. Diese jungen Soldaten waren keine „Hurrapatrioten“, auch sie empfanden „das Grauen im Herzen“, auch sie fühlten nach der ersten Begeisterung bittere Enttäuschung angesichts der blutigen Wirklichkeit, aber — und das ist das Entscheidende — sie kämpften sich zu dem Gedanken hindurch, daß der im Krieg verwirklichte Opfergedanke an sich groß ist, daß kein Opfer umsonst sein kann, daß es immanent weiterwirkt. „Der Wille zum Leben ist doch groß, aber der Unsterblichkeitsgedanke ist doch ein erhabener Erfaß“, bekannte einer dieser jungen Menschen mit erschütternder Schlichtheit; oder ein anderer, der den Krieg für „etwas sehr, sehr Schlimmes“ hält: „Ich finde es einfach selbstverständlich, daß man sich soweit als Glied des Volksganzen fühlt, um sein Schicksal möglichst eng mit dem des Ganzen zu verbinden. Denn das Entscheidende ist doch nur die Opferbereitschaft, nicht das, wofür das Opfer gebracht wird.“

Aus solchem Geist heraus, von solchen sittlichen Prinzipien her wird der kommende große Dichter des großen Krieges gestalten müssen.



Am Wacktfener.
Lithographie von Karl Stratil.

Aus Kriegsbriefen gefallener Studenten.^{)}*

Wenn ich heute aus irgendeinem äußeren Zwange heraus plötzlich in die Notwendigkeit versetzt wäre, mich von meinen Büchern, die ich mir im Laufe der Jahrzehnte zusammengesparrt habe, zu trennen, und man erlaubte mir, aus den vielen hundert schmalen und breitrückigen, zerlesenen und kaum berührten, kostbar gebundenen und bescheiden broschierten Bänden zehn auszuwählen, die mich als beste Freunde weiter begleiten dürften, dann fiel mir im einzelnen Falle die Wahl sicherlich schwer, sehr schwer. Aber nach einem Buch würde ich greifen, ohne mich einen Augenblick zu bedenken: nach den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“.

W. D.

Johannes Haas, stud. theol., Leipzig, geb. 12. März 1892 in Erfelde (Kreis Schleswig), gef. 1. Juni 1916 vor Verdun.

Germe de Mareuil, den 24. März 1915.

„... Allein bin ich auf dem Felde. Immer wandern die Gedanken heimwärts in die Vergangenheit und in die Zukunft. Man hat jetzt Zeit, sich zu prüfen, seine Stellung zu Gott. Manchem soll die ja klar geworden sein. Mir ist alles noch immer unklarer geworden. Nur größere Fragezeichen. Warum das alles? Wie ist das möglich? Ein Fragen im Kreise ohne Antwort. Bei den meisten Kameraden kein Verständnis. Sonst vermag die Kameradschaft doch alles. Oh, die Kameradschaft — davon habt Ihr zu Hause ja keine Ahnung, wie schön, wie groß, wie herrlich das ist, was hinter dem Worte „Kameradschaft“ verborgen liegt. Und auch hier wie in der Garnison die rührende Dankbarkeit der Unbeholfenen und oft Gehänselten, solch ein Blick voll Dankbarkeit. Jetzt wird es draußen kalt, ich gehe in mein Zelt. Ich denke nach über das große ethische Problem des Krieges. Zu Haus werden die

^{*)} Aus: Philipp Witkop „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ Georg Müller-Verlag 2. Auflage geb. 5,50 RM.

Kanzelredner viel leichter damit fertig, und uns hier bleibt der Krieg eine lastende Gewissensfrage. Im Gefecht drängen Selbsterhaltungstrieb und Kampfes-eifer alles andere zurück, aber liegt man in Ruhe oder steht im Schützengraben, dann ist es anders. Mit staunendem Grauen sieht man die immer raffinierteren Erfindungen, den Feind zu vernichten. Bei uns hier bleibt der Konflikt zwischen dem jedem innewohnenden „Du sollst nicht töten“ und dem heiligen „Es muß sein fürs Vaterland“ bestehen; er schläft ja bisweilen, aber lebt fort. Schon manchen Abend hat er mich beschäftigt in der Stunde der Einsamkeit. Doppelt fühlbar wird dieser Zwiespalt im Angesicht eines solchen Tales des Friedens, wie es vor mir liegt. — Im Erlenbruche rufen die Totenvögel. Noch einmal schießt die Artillerie stärker. Dann ist es still. Nacht. Langsam lege ich mich schlafen.“

11. Juli 1915.

„Nichts ist überzeugender als die Wucht der Tatsachen. Der Fatalismus ist schließlich doch die Weltanschauung, in die man immer wieder hineingedrängt wird“. — Diese beiden Sätze Deines Briefes, wie treffen sie so tief mein Erleben. Alter Freund, wie habe ich gerungen mit dem dumpfen Sa-

talismus, mit der Resignation, mit dem Erbittertwerden. Du kennst meine Neigung zum Revolutionären. Ist für uns der Krieg nicht viel mehr ein furchtbarer innerer Kampf, ein Ringen um uns selbst. Freund: dennoch! Das ist das Wort, das für uns paßt, dies wunderbar erhabene, alttestamentliche Hiobswort: „Dennoch bleibe ich stets an dir“.

„Treu leben, tod-troßend kämpfen, lachend sterben“ — kennst Du diesen germanischen Wahlspruch? Dennoch! Das ist's, daran halte ich mich. Ich kann Dir nicht alles so schreiben. Es ist eben dieser Krieg das größte Erleben, das es geben kann. Unsere Stimmungen könnt Ihr kaum ahnen. Aber es handelt sich um mehr als Stimmungen, es handelt sich um Lebensfragen für uns. Fremd sind uns die meisten Lieder und Dichtungen von Euch zu Haus. Wir erleben es anders. — Aber einst, Freund, wenn der Krieg aus ist, dann laufen wir durch unser liebes Holsteiner Land. Dann plaudern wir leicht von dem Erlebten und lassen uns von da aus hinführen in Höhen und Tiefen, zur Wahrheit und Klarheit und genießen in vollen Zügen die Sonne, die Freiheit, die Heimat. Dann, ja dann — —“

Wilhelm Weidemann, stud. phil., Kiel, geb. 19. September 1893 in Altona, gef. 13. Februar 1916 bei Steenstraate (Flandern).

Flandern, den 6. Juli 1915.

An die Schwester des gefallenen Freundes.

„... Mag sein Leib unerkannt in fremder Erde ruhen, er hat den schönsten Tod erlitten, den ein deutscher Mann sich träumt seit alter Zeit — und was von ihm in unserem Herzen lebte und in denen der wenigen, die ihm treu waren, das lebt, so lange unsere Herzen leben. Und wenn auch uns die dunkle Stelle kommt, die Stelle im Wege, über die keiner hinwegkommt, so wünsche ich mir keinen anderen Tod als den, den er erlitt. Wenn ich mit ihm zusammen war, so dachte ich nicht an Hesses Wort: ‚Wahrlich, keiner ist weise, — Der nicht das Dunkel kennt, — Das unentrinnbar und leise — Von allen ihn trennt.‘

Ich habe sonst noch Freunde gehabt, und andere haben mich zum Freunde gehabt, aber ich habe auch in den reinsten Stunden stets gefühlt, daß ich allein sei — nur bei Kemmer nicht. Und nun soll das alles nicht mehr sein? O, ich glaube es so bestimmt: wenn wir wohl nachts durch einen dichten grünen Wald gehen und oben leuchten die Sterne und leise rauscht der Nachtwind — dann ist Raum und Zeit und Vergangenes versunken, und wie einst gehen wir zusammen dahin. Oder wenn wir draußen am Strande stehen und leiser Wind läßt plätschernd die kleinen Wellen in dem Kies zerrinnen — wenn wir dann unsere Augen schließen und hören das rätselvolle Meeresrauschen — das ist uns Antwort auf die Frage, ob er bei uns ist.

Kennst Du das Gedicht, in dem es heißt: ‚Nur nicht bittre Fragen tauschen, nur nicht forschen, warum? — warum? — Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.‘ O, mir ist das die herrlichste Antwort. Daraus spricht das Ewige — daraus und aus dem Rauschen des Waldes und aus dem Glänzen der Sterne, aus dem Zug der fernen, hohen Wolken, aus dem Singen der Lerche am einsamen Deich, wenn weit hinaus die Wolken blinken, und aus dem Blühen der Blumen, aus dem Wogen des Kornes und aus dem Auge des Freundes. Das Ewige, das so unendlich viel reiner und keuscher und heiliger ist als alle herrlichen Worte und Gedanken über Ewigkeit und Unsterblichkeit, so rein und so stille, daß man stille stehen bleibt, um im Blauen der See, im Wehen des Windes selbst, diese ewige Reinheit und Keuschheit der Natur zu fühlen — ganz stille, ohne tiefe und schwere Gedanken, sondern wie ein Kind, das die Herrlichkeit all dieses Großen mit weiten Augen anschaut und staunend schweigt. —“

Flandern, den 22. August 1915.

„Ein ganz herrlich rotglühendes Abendrot stand heute drüben im Westen, drüben über Frankreich — es läßt mich an die Heimat denken und an so manches Abendrot, das ich als Kind mit ehrfürchtigem Staunen sah. Und nachts der Mond — er läßt mich an blühende Syringen im Glücksburger Garten, an reife Herbsttage mit raschelndem, gelbbrotem Laub — ach, an so viele zauberische Nächte denken. An Schneeglitzern auf gefrorenem See, an jagender Nachtwolken Pracht. Aber — bei allem und allem ist jener nagende Dorn dabei: jetzt ist Krieg! Ich kann nicht wie sonst zu den Sternen schauen, ich bin manchmal so müde, daß dem Herzen die Schönheit der Welt wehe tut. Ich muß an Liliencrons Spruch denken: ‚Den Frieden wirst du nie erkämpfen, dennoch! — Ja, man sehnt sich nach dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft.‘“

Staden, den 7. Dezember 1915.

„Je länger ich hier draußen bin, um so froher bin ich meines Geschicks. Was kann denn uns Größeres treffen, als so voller junger Lebenskraft mitzubauen an einem Werk, von dem noch die spätesten Geschlechter staunend berichten werden. Und wieder hab ich Stunden, wo ich ganz verzagt bin, wo ich die Augen schließen möchte und warm in der Sonne am Ostseestrand liegen, oder wie einst mit Kemmer durch die blauen Berge des Schwarzwaldes zieh'n. Und wenn so nachts der Sturm kommt vom Westen, dann reißt auch meine Sehnsucht weit die Flügel und möchte mit den grauen Wolkenstürmen hinüberziehen über die See und unsere Ostsee und über die Heide bis zu den heiligen Buchenwäldern und altvertrauten Stätten der Kindheit.“

Staden, den 10. Dezember 1915.

An den Bruder.

„Es wird mir ein wenig eigentümlich zumute, wenn ich daran denke, daß nach dem Kriege, wenn ich heil herauskommen sollte, alles im Äußern wieder wie vorher sein soll. Dann fordert das Leben wieder ganz andere Dinge von mir, und ich muß gleichsam wieder einen Schritt zurück tun, ehe ich noch einmal in einem Beruf, einer Tätigkeit ins Leben hinaustreten kann. Viel leichter kann es sein, daß ich das alles nicht mehr nötig haben werde, sondern dann still und ruhig unterm Rasen Flanderns oder eines anderen fremden Landes liege und mein Leben dann abgeschlossen ist mit diesem einen raschen Schritt in eigene Tätigkeit und Arbeit.“

Robert Otto Marcus, cand. med., München, geb. 9. Juli 1890 in Kamen in Westfalen, gef. 30. April 1915 in den Argonnen.

Argonnerwald, 15. April 1915.

„... Gewiß hat mich, lieber Vater, die Einlage — Brief und Zeitungsausschnitt betreffend Urlaubsbewilligung für Kandidaten der Medizin — höchlichst interessiert, und ich habe nicht lange dazu gebraucht, Stellung dazu zu nehmen. Gern würde ich jetzt Examen machen, ohne Frage. Dann hätte ich den Kummel wenigstens hinter mir und einen vorläufigen Abschluß meiner Universitätsstudien gefunden. Aber ich werde es jetzt nicht machen. Mein Hauptgrund ist der mir unerträgliche Gedanke: Nun sitzt du für ein halbes Jahr in München, fern von Krieg und Gefahr, und deine Kameraden stehen draußen im Felde, jede Sekunde bereit, für das Vaterland ihr Leben zu lassen. Gewiß, ich würde arbeiten und sicher mein Ziel erreichen, aber ebenso sicher ist's auch, daß ich mich nach den Entbehrungen des Feldzuges durch Vergnügungen zu entschädigen suchen würde. Das würde ich vor mir selbst nicht entschuldigen können, diese Vergnügungssucht. Und dann auch wieder nicht bei dem ewigen Gedanken: da lassen sich andere für dich die Knochen zuschanden hauen und du gehst auf Vergnügungen aus, hörst Rassekonzerte und spazierst in Parken umher. Als Indolenz braucht Ihr es

mir gewiß nicht auszulegen, wenn ich jetzt, wie die Dinge augenblicklich liegen, nicht ins Examen steige; ich könnte es einfach vor mir selbst nicht verantworten, egoistischen Interessen nachzugehen, selbst wenn sie vom Staate sanktioniert werden. — Gewiß, viel ist hier ja nicht zu tun, aber ich habe doch wenigstens das Bewußtsein, wenn ich mich langweile, so tue ich das fürs Vaterland, und wenn ich nicht hier wäre, so müßte Ersatz geschafft werden für mich. So weiß ich also, daß ich einen kleinen Platz ausfülle in dem großen Räderwerke unseres Armeegeetriebes, und darin finde ich Befriedigung bis zum Schluß des Krieges; dann treten meine eigenen Rechte in den Vordergrund, dann verfolge ich meine „egoistischen Ziele“, vorher nicht.“

Ernst Hoby, Dr. phil., Gießen, geb. 10. August 1891 zu Darmstadt, gef. 18. August 1916 bei Pinf.

3. März 1916.

„... Bei jedem Wunsche müssen wir im Auge behalten: Nichts wünschen, was aufs Irdische geht, erst recht nichts, was Geistiges in Irdisches herunterzieht, aber ein Offenbarwerden des Geistigen in der Welt und immer die Menschheitsentwicklung nur unter diesem Gesichtspunkte im Auge behalten. Das Ziel der Erdenentwicklung aber ist Liebe und Freiheit.“

Polt . . . , den 27. Juli 1916.

„... und wenn wir an das Gute im Menschen nicht mehr glauben könnten, wie könnten wir noch an Gott glauben? Es kommt in der höchsten Potenz auf das hinaus: Wer an mich glaubt, der glaubt an den, der mich gesandt hat. Da hast Du recht: Lieber zehnmal übers Ohr gebauen werden. So was macht sich freilich nicht in der Wirklichkeit bezahlt, oder vielmehr in der Welt. Das gleicht sich auf ganz anderem Gebiete aus.“

Aus der „Verfügung für den Fall des Todes“.

„Nun nur noch eine Bitte: Mich nicht durch erdenbindende Gedanken zu hemmen. Nicht denken, ich sollte da sein, mich nicht hereinziehen ins Erdenreich. Aber mit Liebe helfen, daß ich weiterkomme und dieses kurze Leben ein Gewinn bedeutet. Ich sehne gewiß nichts mehr herbei als Fortschritt der Menschheit, und wenn ich hoffe, etwas getan zu haben in diesem Leben, so ist es die Richtungsgabe fürs nächste gewesen in diesem Sinne.“

Wilhelm Wolfer, stud. phil., München, geb. 28. Mai 1895 in Kladow (Mecklenburg), gef. 16. April 1915 bei Bouziers.

Bei Bouziers, April 1915.

„Draußen knattert die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer;

nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden. Man sagt immer, es müßte für die Jungen leichter sein, in den Tod zu gehen, als für die Älteren, die Väter und anderen. Ich glaube kaum; denn ein solcher wird die Aufgabe seines Lebens, wenn er überhaupt eine Sendung in sich fühlt, doch wenigstens zum größten Teil gelöst haben, und in seinen Werken, gleichviel welcher Art, in seinen Kindern wird man seine Spur immer wiederfinden, wird er weiterleben. Er muß also doch nicht allzu schwer für einen hohen Zweck sterben können. Ich fühle auch eine Aufgabe in mir. Ich glaube, den Menschen etwas zu sagen zu haben und möchte von den reichen Schätzen, die Gott mir ins Herz gelegt und die mich oft mit tiefem Glück durchzittert haben, den Menschen wieder-schenken. Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt

— und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergiß solche Worte. Es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollenden und Erfüllen des Vollens schaffen — und das muß der Trost sein: Schönheit von solcher Höhe ist sicher unsterblich, ein Hauch des Ewigen, der ihn selber ahnen läßt, und nicht vorbei mit dem Tod.“

Christian Braut-
lecht, stud. rer. pol.,
geb. 23. Oktober 1893
in Wyl a. Röhr, gef.
23. Mai 1916.
Chirn, westlich Nonon,
25. Dezember 1914.

„... Das Schönste, das ich im ganzen Kriege erlebt habe, war heute der Gottesdienst in der französischen Kirche, der erste im Felde, denn bisher hatten wir dazu keine Zeit, mußten auch kaum, wann Sonntag war. Da saßen sie: Infanteristen, Artilleristen und Pioniere, sowie sie aus dem Schützengraben herauskamen, und sangen: „Das ist der Tag, den Gott ge-

Bekennntnis.

Von Karl Bröger.

*Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.*

*Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tief versteckt,
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland.*

*Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt dein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.*

*Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!*

(Aus „Der blühende Hammer“.)

macht“ — und durch zerschossene Fenster fuhr der Wind und der rollende Kanonendonner ersetzte die Bässe der Orgel. Auch hier in der Kirche brannten die Weihnachtslichter und gaben ein heimisches Licht zu den Worten, die der Leutnant von der Artillerie sprach. Einen Geistlichen hatten wir nicht. Aber wozu auch: War es nicht viel schöner so? Da saßen sie beieinander, Katholiken und Protestanten, die doch nur einen Glauben haben sollten, den deutschen Glauben. Und wie Erz und Eisen klangen die Worte über das Wesen des Deutschen, dessen Höchstes die Treue und die Liebe ist, aber nicht eine kindische Liebe, sondern die Liebe zur Rasse und zum Volk, das sein Recht mit dem Eisen in der Faust verteidigt bis zum Tode.“

Kurt Schlenner, stud. jur. et rer. pol., Berlin, geb. 21. April 1895 in Berlin, gef. 26. Dezember 1914 vor Ypern.

Berg-op-Zoom, den 9. Dezember 1914.

„... Daß die Empfindungen im Kriege recht oft schmerzlicher Natur sind, ist klar, und ich habe vielleicht zu oft davon geschrieben. Daß daneben viel Herrliches und Wundervolles steht, ist ebenso sicher. Das Schönste von allem ist vielleicht die Kameradschaft im Felde, deren immer erneute Beweise einem das Herz erheben. Da ist einmal die allgemeine Kameradschaft, die durch das ganze deutsche Heer geht, und die es bewirkt, daß jeder jeden ‚Du‘ nennt.

Wichtiger noch als dieses allgemeine, unpersönliche Verhältnis ist natürlich die persönliche Kameradschaft von Mann zu Mann, unter denen, die fortwährend aufeinander angewiesen sind. An keinem andern Maßstab vielleicht ist man so geneigt, die Menschen in gute und schlechte zu teilen, wie an dem der Kameradschaft. Das Schöne ist nun, daß die Sorte ‚schlecht‘, die in Casskorn, dem Truppenübungsplatz, noch recht häufig war, jetzt fast ausgestorben ist; denn der Krieg zwingt uns ja, uns aneinanderzuschließen, jeder weiß ja, wie sehr er vom andern abhängig ist. Am Maßstabe der Kameradschaftlichkeit aber kann man jedem bis auf den Grund der Seele sehen, und es erweist sich da, was an dem Zivilmenschen, den man sonst kannte, Auspuß war. Andererseits erkennt man den wunderhellen Kern in der unscheinbaren Außenseite manches andern. Das schönste Beispiel hierfür ist mir mein lieber Kamerad G., ein Zweijähriger. Der Mann sieht wirklich furchtbar dünnlich aus, und sein Benehmen ist unbeholfen und anspruchslos, und doch verdanke ich seiner kameradschaftlichen Hilfe unendlich viel. Und in langen Gesprächen im Schützengraben und Quartier, die mir mit die schönsten Stunden des Krieges verschafft haben, habe ich ihm auf den Grund der Seele schauen dürfen und habe gesehen, was für ein Ringen und Streben in dem Mann ist, und wie er den weitaus meisten von denen, die sich gebildet nennen, himmelhoch überlegen ist.“

Edmund Kuoellinger, stud. phil., Gießen, geb. 20. August 1892 in Budenheim bei Mainz, gef. 16. Oktober 1917 am Chemin des Dames.

Im Westen, den 15. August 1916.

„Deutschland ist so schön, so gar schön!

Sie haben sicherlich herrliche Tage gehabt im Harz und hernach im Lahntal.

... Meine Mutter hat ein Gesuch an das Kriegsministerium gerichtet, die Sache mit meinen beiden Brüdern (die beide in Frankreich gefallen) dargelegt und gebeten, man möge mich aus der Front zurücknehmen, damit ihr wenigstens der dritte Sohn erhalten bliebe. (Dies tat sie alles ohne mein Wissen und Willen.) Das Kriegsministerium hat das Gesuch sofort genehmigt und dem Regiment telegraphisch dies mitgeteilt. Das Regiment schlug mir Versetzung in ein Rekrutendepot oder sonst eine Ersatzformation, eventuell in der Heimat vor. Ich habe jedoch eine Versetzung aus der Front glatt abgelehnt. Für einen jungen Offizier ist es Ehrensache, in der Front zu bleiben, solange es überhaupt möglich ist. Es ist keine Lieblosigkeit gegen meine Mutter, wenn ich das sage, sondern lediglich die Feststellung, daß die Pflicht gegen die Allgemeinheit die höhere ist.

Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Offiziere in der Front nicht so streng denken über ihre Pflicht wie ich. Ich weiß sehr wohl, daß mich wohl alle Leute darum verurteilen werden; aber ich bin mir bewußt, richtig gehandelt zu haben. Meine Brüder sind als Helden in den Tod gegangen — sollte ich mich da verkriechen? Niemals!“

Johannes Philippsen, stud. phil., Kiel, geb. 19. April 1893 in Dollerup (Angeln), gef. 20. September 1917 bei Poelkappelle.

Saarlouis, den 22. Juli 1917.

„Die Wartezeit ist um. Heute erhielt ich den Marschbefehl, morgen geht's hinaus. Wie anders ist dieser Abschied doch wieder als der damals, und wie anders auch wieder als der erste im Dezember 1914. Immer ernster ist's geworden, immer schwerer lastet trotz aller Siege der Druck auf unserem Lande. Und die ungeduldige Erwartung auf den Kampf, die ungestüme Freude, noch mit dabei zu sein, wenn's gilt, dem Feinde den Rest zu geben, die kann man wohl von niemand mehr verlangen, der das Schützengraben-dasein kennt und am eigenen Leibe den vollen Ernst gespürt hat. Finde ich sie bei unseren Jungen, so freut's mich von Herzen; und sie ihnen mit kaltherzigem Spott zu entreißen, halte ich für Frevel. Bei uns, die den Ernst geschmeckt haben, muß an ihre Stelle die tiefgegründete Entschlossenheit treten, solange das Vaterland in Not ist, für es einzutreten mit allem. Der Tod ist das Härteste nicht, was einen treffen kann. All dessen voll bewußt sein und dennoch — nicht dem Muß sich fügend — sondern bereitwillig und gerne hinausgehen, das ist nicht leicht. Mit Rauschgefühlen sich darüber hinwegzutäuschen, halte ich für unwürdig, nur rechte Selbstbesinnung hilft mir. Ich weiß, daß mir ein holdes Schicksal vergönnt hat, an dem klaren Brunnen deutschen Volkstums Mut des reinen Lebens zu trinken. Auf wundervollen Wanderfahrten haben meine Augen die Schönheit deutschen Landes getrunken, und ich hab' eine Heimat, die ich liebhaben kann. Da weiß ich auch, wo ich hingehöre, solange es gilt, das zu verteidigen. Das war meine Überzeugung, als ich das erstemal hinauszog, das ist sie auch heute. — Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Ich muß es aufs neue lernen, auch ans Ende ruhig zu denken. Es bleibt nicht aus, daß man sich da über Gehalt und Wert der verfloßenen Zeit Rechenschaft ablegt. Ohrenbeichte haben wir nicht, man muß das ehrlich mit sich selber abmachen. Eins aber sei Euch gesagt: ich werde mir da recht bewußt, wieviel Wärme und Erquickung, wieviel freundliche Anteilnahme mir begegnet ist, auch wo ich sie nicht verdiente. Für Euren großen Anteil daran sei von Herzen gedankt. Betrübt Euch nicht, daß ich wieder hinausgehe. Mein Platz ist dort. Das werdet Ihr einsehen.“

Siegfried Giesenig, stud. theol., Straßburg, geb. 28. Juni 1895 in Hirschberg bei Landstuhl, gef. 27. September 1915 vor Ypern.

Im Schützengraben vor Ypern, 14. September 1915.

„Was mich gefaßt und ruhig in die Zukunft blicken läßt, ist die Überzeugung, daß in allem und jedem das Schicksal Gott schafft und daß auch das kleinste Weltgeschehen dazu bedacht und bestimmt ist, dem Endziele der Menschheit, dem Reiche Gottes zu dienen. Dieser einfache Glauben verleiht Kraft, Leiden- und Weltüberwindung, da der Weg der Menschheit nicht zur Finsternis, sondern zum Licht führt. Wie ich zu meinem kleinen Teil dazu beitrage, ob durch Leben oder Tod, ist gleich. Nur daß ich bewußt und selbstlos dieses Ziel allein ins Auge fasse, bringt Sinn in dieses Daseins Wirnis und läßt den wahren Wert des Lebens richtig ermessen. Meine Seele ist unbeschwert; ich sterbe gern, wenn Gott es so mit mir beschlossen hat.“

Fritz Franke, stud. med., Berlin, geb. 31. Dezember 1892 in München, gef. 29. Mai 1915 bei Remly an der Dubissa.

Gorze, 26. März 1915.

„... Es wird eine große Aufgabe sein für unser gesamtes Volk — und gerade für unsere Parlamentsparteien! — nach dem Frieden das praktisch zu verwerten, was wir innerlich durchlebt haben — es wird nur zum Teil gelingen.“

Franz Blumenfeld, stud. jur., Freiburg i. Br., geb. 26. September 1891 in Hamburg, gef. 18. Dezember 1914 bei Contalmaison.

Im Eisenbahnzug, 24. September 1914.

„Meine liebe, gute, teure Mama, ich glaube und hoffe ja bestimmt, daß ich aus dem Kriege zurückkehren werde; aber für den Fall, daß ich das nicht tue, will ich Dir doch jetzt einen Abschiedsbrief schreiben. Du sollst wissen, daß ich, wenn ich jetzt sterbe, gern und zufrieden aus dem Leben gehe. Mein Leben war so schön, daß ich mir nichts darin anders wünsche. Und daß es so schön war, verdanke ich vor allem Dir, meine liebe, gute, beste Mama. Und für all Deine Liebe, für alles, was Du für mich getan hast, für alles, alles möchte ich Dir danken, danken. — Wirklich, Du weißt gar nicht, wie sehr ich gerade in der letzten Zeit eingesehen habe, wie manches in Deiner Erziehung, von dem ich früher nicht ganz überzeugt war, daß es richtig sei (z. B. Deine Betonung der körperlichen Ausbildung) vollkommen richtig und gut war.

Aber nicht nur für die Erziehung, für alles, alles möchte ich Dir danken, für das Leben, das Du mir gabst, vor allem dafür, daß Du so bist, wie Du bist. Ach, Du weißt aber auch ohne diesen Brief, und viel besser als ich es schreiben kann, wie ich fühle.

Nun möchte ich Dir noch über eines schreiben, das Du Dir nach einigen Stellen in Deinen letzten Briefen vielleicht anders denkst: Warum ich mich als Kriegsfreiwilliger gemeldet habe? Natürlich nicht aus allgemeiner Begeisterung für den Krieg, auch nicht, weil ich es für eine besonders große Tat halte, sehr viele Menschen totzuschießen oder sich sonst im Kriege auszuzeichnen. Im Gegenteil, ich finde den Krieg etwas sehr, sehr Schlimmes und glaube auch, daß bei einer geschickteren Diplomatie es auch diesmal hätte gelingen müssen, ihn zu vermeiden. Aber jetzt, wo er einmal erklärt ist, finde ich es einfach selbstverständlich, daß man sich soweit als Glied des Volksganzen fühlt, um sein Schicksal möglichst eng mit dem des Ganzen zu verbinden. Und auch, wenn ich überzeugt bin, daß ich im Frieden für das Vaterland und das Volk mehr tun kann als im Krieg, so finde ich es ebenso verkehrt und unmöglich, solche abwägenden, fast rechnenden Betrachtungen jetzt anzustellen, wie etwa für einen Mann, der, bevor er einem Ertrinkenden hilft, sich selbst überlegen wollte, wer der Ertrinkende wäre und ob er nicht vielleicht wertvoller sei als dieser. — Denn das Entscheidende ist doch immer die Opferbereitschaft, nicht das, wofür das Opfer gebracht wird.“

XI/41

Heinz von Rohden, stud. theol., Marburg, geb. 24. Februar 1892 in Helsingfors, gef. 5. Juli 1916 bei Mesga-Mörchingen, den 10. August 1915.

„... Die wenigen Stunden mit Euch haben mir eine seltsame tiefe Freude gemacht, daß ich Euch ganz besonders danken muß. Und nicht zum wenigsten Deiner Freundin Lisbet. In Eurer Kreise sah ich etwas, was schon längst bei mir schlafen gegangen war, was ich sogar mit Gewalt habe einlullen müssen. Alles dies herrliche, lachende, immer sich wieder verschenkende und schöpferisch lebendige, liebende Leben stand wieder vor mir. Ich hatte es so intensiv gelebt und empfunden und dann aufgegeben, um das eine Einzige und Allgemeine, das alles Persönliche verschlingende Leben mit zu erfassen. Aber dies bedeutet für uns immer nur das eine: Sterben können. Das war ja auch nicht so schwer. Die Freunde fielen, und für die Stimmen der zu Hause Gebliebenen macht

uns der heulende und singende und gräßlich auflachende Tod taub. Schon ganz von selbst verblaßte so das alte wundervolle Leben mit wirklichen lebendigen Menschen, so daß es nicht schwer wurde, auch die Erinnerung und Sehnsucht danach gänzlich zu töten, wenn sie einmal in wachen Stunden die Seele bezirren wollte. Was mir mein Soldatenleben positiv ist, kann ich Dir nicht so schnell sagen, doch halte ich es für notwendig und damit für objektiv wertvoller als alles andere für mich jetzt mögliche Dasein und würde es mir trotz allem Elend und aller Enttäuschung doch wieder wählen.

Vielleicht war es aber doch ganz gut, daß ich nur so kurz in Eurer Kreise war, sonst wäre der Abschied zu schwer geworden. So war es ein wundervoller Blick in die

herrliche Welt, für die wir kämpfen, wenn wir auch keinen Teil an ihr haben: das gemeinsame, in Liebe schaffende Leben innerlich sich eins fühlender Menschen, die deutsche Heimat und sein Himmel...“

Mörchingen, den 17. August 1915.

„... Beinahe wäre ich neulich aufgewacht und hätte mich verliebt in das herrliche Leben, als ich sah, wie turmhoch über das vergängliche, zufällige Einzelschicksal ewige Werte unvergängliche Schönheit in ihm geschaffen werden. Ich sah nämlich das Münster in Straßburg, vor dem die Seele in Andacht versinken muß. Ich dachte aber, wenn Deutschland ein solcher Bau wird, dann brauche ich mich gar nicht erst in das Leben zu verlieben, denn dann lebe und schaffe ich doch an seinem Grunde, ohne daß ich davon ein Gefühl habe.“ —

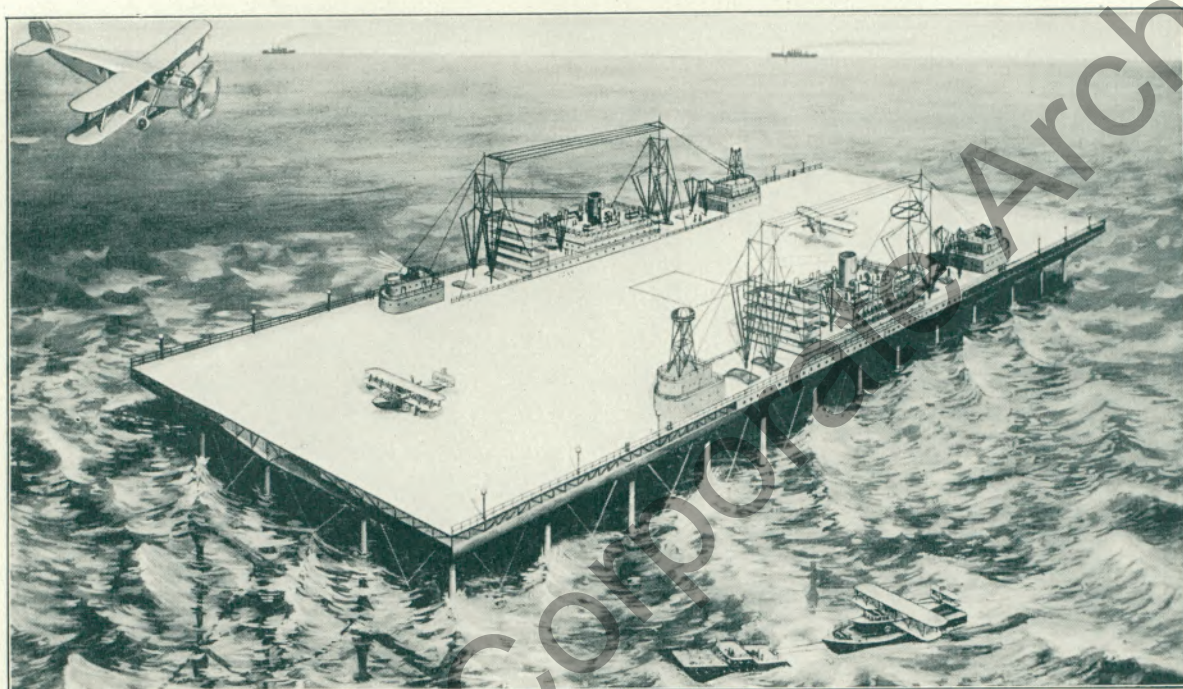
Das Vermächtnis.

Von Karl Bröger.

Alle lieben Brüder, die schon gefallen sind,
Reden aus Stein und Scholle, sprechen aus Wolke und Wind.
Ihre Stimmen erfüllen mit Macht den Raum,
Ihre letzten Gedanken weben in jedem Traum.
Wieder die Stimme, gehalten und priesterlich:
„Bruder im Leben, lebendiger Bruder, hörst du mich?
Schreibe: Wenn in würgender Schlacht ein Bruder fällt,
Geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk in der Welt.
Daß kein wirkender Wille von seinem Werke läßt,
Macht den Sinn des Lebens hiebssicher und kugelfest.
Brandgewölke, verzieh! Zerteil' dich, Pulverdampf!
Stärker als alle Kämpfer und ewig ist der Kampf.
Schreibe: Jeder gefallene Bruder wirbt
Neue Hände, daß sein verlassenes Werk nicht stirbt.
Darum ist der toten Brüder letztes Gebot:
Haltet das Werk am Leben, so ist kein Geopferter tot!“
Nacht um Nacht sich in meine Seele brennt
Tief der toten Brüder Wille und Testament.
Wieder hör' ich die Stimme voll dunkler Kraft:
„Klagt nicht — schafft!“

(Aus „Saat und Ernte“.)

*Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.*



Flughafen „Atlantic 35° n, 70° w“.

Der von E. R. Armstrong konstruierte Atlantikflughafen, welcher vorläufig zu Versuchszwecken zwischen Newyork und den Bermudas-Inseln erbaut werden soll. Die Station wird mit Hotel- und Restaurationsräumen in modernstem Stil ausgerüstet.

Schwimmende Flughäfen im Atlantischen Ozean.

Aus einem Artikel von Edward R. Armstrong, Ingenieur der „du Pont Corporation“, eines der größten amerikanischen Industriekonzerne, in „The Nation's Business“, Washington. — Der Verfasser ist der Erfinder der in folgendem Artikel beschriebenen schwimmenden Flughäfen.

Eine Kette von acht schwimmenden „Armstrong“-Flughäfen, die in einem Abstand von 600 km den Atlantischen Ozean überspannen, wird dem Ozeanflug das Gefährliche nehmen und es ermöglichen, die Vereinigten Staaten im Flugzeug freitags zu verlassen, den Sonnabend und Sonntag in Europa zu verbringen und am Montag nach Newyork zurückzukehren. In spätestens fünf Jahren dürfte dies Projekt verwirklicht sein. Der erste jetzt im Bau befindliche schwimmende Flughafen wird im nächsten Jahr zwischen Newyork und den Bermudas dem Betrieb übergeben. Nachdem er gründlich ausprobiert ist, werden wir mit dem Bau von Flughäfen für die transatlantische Route beginnen.

Dieser Plan hat die Unterstützung einer prominenten Gruppe Industrieller gefunden, von denen die meisten zum Du-Pont- und General-Motors-Konzern gehören. Die Kosten dieses ersten Seeflughafens belaufen sich auf 1½ bis 2 Mill. Dollar — weniger als die einiger erstklassigen Landflughäfen und etwa 10 Prozent der Kosten des größten Passagierdampfers.

Ein oberflächlicher Überblick über das Transportwesen ergibt mit schlagender Beweiskraft, daß die wesentlichen Bedingungen für eine erfolgreiche kommerzielle Luftfahrt nirgends günstiger sind als auf dieser atlantischen Route. Keine andere Verkehrsroute verbindet 300 Mill. Menschen, die mehr als die Hälfte des gesamten Reichtums der Welt besitzen bzw. beherrschen. Wie groß würde z. B. allein die Ersparnis an Bankzinsen sein, wenn Devisen von Großbritannien nach Newyork in 24 Stunden statt, wie jetzt, in mehreren Tagen gebracht werden könnten.

Ein Versuch, den Ozean in einem einzigen Flug zu überqueren, ist ein Spiel mit dem Tode, nicht weil das Überfliegen des Meeres gefährlich ist, sondern wegen der großen Entfernung, die ohne Brennstoffnachfüllung,

Motorprüfung, Wetterberichte oder andere Dienstleistungen, die aus dem Überlandflug etwas Alltägliches und Zuverlässiges gemacht haben, zurückgelegt werden muß. Da die Entfernung das einzige Hindernis für die Sicherheit ist, besteht das Problem der Einrichtung von Ozean-Verkehrslinien in der Aufteilung in kürzere Strecken, an deren Ende das Flugzeug jedesmal mit Brennstoffmaterial versorgt und gründlich nachgesehen werden, sowie Wetterberichte entgegennehmen kann.

Rund 10 000 Tonnen Stahl werden für jeden schwimmenden Flughafen nötig sein. Die Vojenausrüstung — nichtrostende Eisenrohre — wird sich 50 m tief unter die Wasseroberfläche erstrecken. Das 370 m lange und 60 m breite Landungsdeck wird sich 25 m über dem Wasserspiegel befinden. Unter dem Landungsdeck, am Heck, befindet sich das Arbeits- und Bootsdeck. Angrenzend nach der Mitte zu werden sich die Werkstätte und der Lagerraum befinden.

Jeder schwimmende Hafen wird eine Einheit in sich sein, mit einem Hotel, einem Kraftwerk, einer Radio- und Wetterstation. Im Hotel werden das Betriebspersonal des schwimmenden Hafens — etwa 80 Personen — sowie eine gleiche Zahl von Durchgangsgästen verpflegt werden.

Die Wetterstationen sämtlicher schwimmenden Flughäfen werden Wetterberichte senden und empfangen. Neuerdings vervollkommnete Radiosignalzeichen machen Vojen auf der Route unnötig. Selbst in dichtem Nebel wird das Flugzeug seinen Weg nach einer Station finden können, und falls es nicht auf dem Deck landen kann, wird es sich in der Nähe auf dem Wasser niederlassen und sich dann nach dem schwimmenden Hafen hin bewegen, wo ein gewaltiger Kran es an Bord heben wird.

Materialien und Proviant werden den Flughäfen von eigens für diesen Dienst hergerichteten Schiffen geliefert werden. Falls nötig, werden sie vor den Wellen durch Luft-Wellenbrecher geschützt sein, welche Wellenbewegung wirksam dadurch zerstören, daß sie aus mit Löchern versehenen Rohren komprimierte Luft verbreiten. Aus dem Wasser aufsteigende Luftblasen brechen die Wellen und reduzieren die höchsten Wellen zu einer Dünung, die ein Ruderboot mit Leichtigkeit befahren kann.

Selbst bei heftigster See werden die schwimmenden Häfen ohne Rollen

oder Erschütterung festliegen. Proben mit Modellen in Hurrikanstürmen haben das bewiesen. Ein Umschlagen des Windes veranlaßt ein Herumschwenken des verankerten Flughafens, so daß er die günstigsten Landungsmöglichkeiten bietet.

Zu keiner Zeit würde sich ein Flugzeug auf einem transatlantischen Flug mehr als 300 km von einem Landungsplatz entfernt befinden. Radiotelephonische Verbindung wird dauernd zwischen Flugzeug und Landungshafen aufrechterhalten. Sollte eines der Wasserflugzeuge gezwungen sein, aufs Wasser niederzugehen, so werden schnelle Motorboote verfügbar sein, um zu Hilfe zu eilen. Wenn schlechtes Wetter in Sicht ist, werden Warnungssignale gesenkt, und die Flugzeuge werden, vor den Elementen geschützt, auf dem Landungsplatz bleiben. Die Route wird sich fünf bis zehn Grad südlich der Sommer-Schiffahrtsroute hinziehen, so daß Eisbildung an den Stationen oder den Flugzeugen zu jeder Jahreszeit unmöglich sein wird.

Ein Expresdienst mit Haltestellen an jedem zweiten Flughafen wird den Flug westwärts von England in 24 Stunden und den Flug ostwärts unter günstigen Windbedingungen in 15 Stunden ermöglichen.

Denken Insekten?

Aus einem Aufsatz von Michel Moq in „Popular Science Monthly“, Newyork.

Während des Wartens auf eine Straßenbahn in einer Stadt in Nicaragua nahm ein englischer Naturforscher zu seinen Füßen ein interessantes Schauspiel wahr. Er sah eine Schar Blattschneiderameisen sich über die Schienen hinweg nach den an der anderen Seite der Straße befindlichen Bäumen bewegen. Wagen rollten über die Schienen, und zahlreiche Ameisen wurden von den Rädern zermalmt. Zuerst herrschte Verwirrung unter den zurückgebliebenen Tieren, aber bald fanden sie einen Ausweg. Sie gruben einen Tunnel unter die beiden Schienen und verfolgten ihren Weg. Der Naturforscher verspernte dann die Tunnel mit Steinen, aber die Ameisen bauten einfach neue Tunnel.

Dieser Vorfall ist typisch für eine Anzahl kürzlicher Beobachtungen, die das erstaunlich menschenähnliche Denkvermögen von Insekten enthüllen. Der britische Naturforscher Major R. W. H. Hingston berichtet über seine Erfahrung mit Ameisen auf der Insel Porto Santo. Er sah einen Ameisenhaufen durch das Fenster in sein Schlafzimmer dringen. Um diese Invasion aufzuhalten, bedeckte er das Fensterbrett mit Fliegenpapier, aber nachdem einige Ameisen in der klebrigen Masse steckengeblieben waren, liefen ihre Kameraden davon, um alsbald mit Sand und winzigen Holzstückchen zurückzukommen. Hiermit bauten sie einen Pfad über das Fliegenpapier hinweg und erreichten so die Zuckerdose!

In Mittelindien beobachtete Major Hingston eine Ameisengattung, die sich nicht nur „Vieh“ hält, sondern im Hüten desselben ebensoviel Sorgfalt und Sündigkeit an den Tag legt wie jeder menschliche Hirt. Es ist seit langem bekannt, daß manche Ameisen sich „Rühe“ halten, Blattläuse, die eine süße Flüssigkeit absondern, und daß die Ameisen diese „Rühe“, „melken“, indem sie ihren Rücken streicheln, und sogar „Ställe“ für sie bauen.

Die Insekten-„Ställe“ sind gewöhnlich ovale oder tunnelförmige Räume aus Grasstückchen, die mit Seide durchflochten sind. Major Hingston beobachtete, wie zwei Ameisen eine der „Rühe“ einen Stengel hinauf nach ihrem Schuppen trieben. Genau wie menschliche Viehtreiber schoben sie sie vorwärts, wenn sie umkehren wollten. Auch sie auf einen Seitensattel, so überholte eine der Ameisen sie und trieb sie auf den richtigen Weg zurück.

Eines Tages entdeckte er auf dem Zweig eines Baumes einen „Stall“, in welchen der Wind ein großes Loch gerissen hatte. Die „Rühe“ waren im Begriff, den Baum hinunter zu entkommen. Vier Ameisen liefen schnell hinter den Ausreisern her, überholten sie und versperrten ihnen den Weg. Sie bearbeiteten sie mit den Fühlern, bisßen nach ihnen und trieben sie zum beschädigten Schuppen zurück. Dort bewachten sie sie, bis das Loch repariert war.

Einen ähnlichen Scharfsinn beweisen die roten tropischen Baumameisen, die ihr Haus bauen, indem sie Blätter zusammenspinnen. Mit dem Mund ergreifen sie den Rand eines Blattes, mit den Hinterbeinen den Rand eines anderen Blattes. Dann ziehen sie, und die Blätter nähern sich. Wenn die Blätter so weit voneinander entfernt sind, daß einzelne Ameisen die Entfernung nicht überbrücken können, arbeiten zwei Ameisen Hand in Hand; die eine faßt die andere um den Leib, und auf diese Weise verdoppeln sie beinahe ihre Länge. Ist die Entfernung noch größer, so tun sich drei oder sogar vier zu einer Kette zusammen.

Dann kommt das Zusammenhaken. Die Ameisen selbst können keine Seide erzeugen, aber ihre Larven besitzen diese Fähigkeit zum Herstellen von Kokons. Sobald die Blätter zusammengezogen sind, erscheint eine Ameise mit einer Larve im Munde. Sie hebt die Larve von einer Seite auf die andere und berührt mit ihrem Kopfende sanft die Ränder der sich berührenden Blätter. Jedesmal, wenn die Larve ein Blatt berührt, befestigt sie einen Seidenfaden. Die kleine Larve arbeitet tatsächlich mit der Ameise Hand in Hand. Sie versäumt es nie, einen Faden zu befestigen, und jedesmal, wenn die Ameise sie herabläßt, beugt sie ihren Kopf auf das Blatt hinab. Dieser Vorgang wiederholt sich tagelang. Wenn eine Larve erschöpft ist, wird eine andere herbeigeholt. Millionen von Fäden werden auf diese Weise hin und her gesponnen, und zum Schluß sind die Blätter fest mit einer weißen Schicht Seide aneinander „genäht“.

Beschäftigungslosigkeit als Weltproblem.

Gefahren der Erwerbslosenunterstützung.

(Aus einem Aufsatz von Philip Snowden, ehemaliger britischer Schatzkanzler, London, in der „Zeitschrift für Geopolitik“ Berlin).

Vgl. den Aufsatz „Arbeitslosigkeit im Lichte der Geschichte“ im September- und Oktoberheft des „Welt“.

Das internationale Arbeitsamt in Genf hat kürzlich einen ausführlichen Bericht über die Lage auf dem internationalen Arbeitsmarkt herausgegeben. In diesem Bericht wird die Zahl der Arbeitslosen in der ganzen Welt auf mindestens 10 Millionen veranschlagt.

Ein Blick auf die Statistik der internationalen Beschäftigungslosigkeit zeigt, daß alle Länder von dieser Weltkatastrophe betroffen werden. Wir finden Erwerbslosigkeit in Ländern, die hauptsächlich Landwirtschaft betreiben, wie in solchen, die vorwiegend auf Industrie eingestellt sind. Wir finden sie in Ländern mit stark schutzpolitischer Handelspolitik, wie in Ländern, die in ihrer Handelspolitik mehr oder weniger freihändlerisch eingestellt sind.

Die Beschäftigungslosigkeit ist eben ein Weltphänomen, das mit dem industriellen Fortschritt untrennbar verbunden ist.

Es ist interessant hierbei, festzustellen, daß, obwohl die Rationalisierung die Anzahl der in einer Industrie beschäftigten Arbeiter in der Regel zunächst vermindert, die Gesamtzahl der geleisteten Arbeitsstunden doch nicht geringer zu werden braucht, weil die übrigbleibende Arbeitnehmerschaft im rationalisierten Betriebe auch voll beschäftigt werden kann. Die Rationalisierung ist also in der Lage, sowohl die Produktion wie den Beschäftigungsstand zu regeln.

Mit diesen Feststellungen treten jedoch sofort neue Gesichtspunkte auf. Denken wir z. B. an die Eisen- und Stahlindustrie. Die internationale Stahlproduktion ist heute bedeutend höher als vor dem Kriege; die Beschäftigungslosigkeit in dieser Industrie ist aber äußerst groß. Eine weitgehende Rationalisierung würde den Umfang der Beschäftigungslosigkeit noch erhöhen, wenn es nicht gelänge, die gegenwärtige Weltnachfrage nach Eisen und Stahl bedeutend zu heben. Ähnliche Erwägungen treffen auf die Depression in der internationalen Textilindustrie zu.

Das alles zeigt die Notwendigkeit einer internationalen Zusammenarbeit für die Regelung der Produktion. Die Kartellbildung ist sicherlich eines der Mittel, das zur Behebung dieser Schwierigkeiten angewendet werden kann. Die Kartelle suchen ihr Ziel durch die Einführung des Quotensystems zu erreichen und dadurch, daß bestimmte Handelsgebiete einzelnen Industriegruppen reserviert werden.

Sofort erhebt sich aber eine neue Frage: Was geschieht mit der Arbeiterschaft, die durch eine derartige Regelung überzählig wird?

Eine Lösung des Problems ist nur möglich auf dem oben angedeuteten Wege, nämlich der Entwicklung neuer Industriezweige. Die augenblickliche Lage der englischen Industrie bietet eine gute Illustration für meine Ausführungen. Die Beschäftigungslosigkeit in England beschränkt sich in der Hauptsache auf vier große Industriezweige, nämlich auf den Bergbau, die Eisen- und Stahlindustrie, die Textilindustrie und auf den Schiffsbau. Den jüngeren Industriezweigen, d. h. denjenigen, die sich mit der Herstellung von Chemikalien, elektrischen Apparaten, Grammophonen und Kunstseide beschäftigen, geht es durchaus gut. Hunderttausende von Arbeitern fanden Beschäftigung in diesen Industrien, die vor 25 Jahren noch sehr unbedeutend waren oder überhaupt noch nicht existierten.

Es dauert jedoch geraume Zeit, eine neue Industrie aufzuziehen. In der Zwischenzeit verlangt die erwerbslose Arbeiterschaft Beschäftigung. Das Schlimmste, was man, von jedem Standpunkte aus betrachtet, für die Erwerbslosen tun kann, ist, sie unbeschäftigt zu lassen. In Großbritannien wurden über 600 Mill. Pfund Sterling für die Erwerbslosenunterstützung aufgebracht. Dieser ungeheuren Summe steht keinerlei Gegenleistung gegenüber. Ein Vorschlag, daß man die Erwerbslosen damit beschäftigen sollte, Löcher in die Erde zu graben und sie wieder zuzuwenden, würde sicherlich keinen Beifall in der Öffentlichkeit finden, trotzdem wäre es vielleicht doch besser für die moralische Verfassung der Leute und damit auch für das Land, wenn man sie mit einer solchen sinnlosen Arbeit beschäftigen würde.

Hier bleibt es Aufgabe des Staates, eine wirklich aufbauende Sozialpolitik zu treiben. Regierung und Lokalbehörden benötigen neue Gebäude und Anlagen, der Staat braucht neue Chaussees und Brücken und vieles andere. Das Programm dieser öffentlichen Arbeiten kann elastisch gehalten und ganz dem jeweiligen Beschäftigungsstand im Lande angepaßt werden.

Ich schreibe hier natürlich mit einer besonderen Kenntnis der englischen Verhältnisse, bin mir aber klar darüber, daß diese Dinge in den europäischen Industrieländern — vor allem in Deutschland — ähnlich liegen. Der Staat muß arbeitswilligen Männern, die Beschäftigung auf dem gewöhnlichen Wege nicht erhalten können, Arbeitsgelegenheit bieten. Er kann dies mit geringeren Kosten tun als unter Anwendung der augenblicklichen verschwenderischen Methode, die darin besteht, daß man die Arbeitslosen, ohne ihnen Beschäftigungsmöglichkeit zu geben, aus öffentlichen Mitteln unterstützt. Notstandsarbeiten erhöhen zudem den Nationalreichtum, da ja die Ausgaben hierfür der Industrie und dem Handel wieder zugute kommen.

Technische Gedenktage.

6. 11. 1838 wurde zu Iserlohn Hugo Schulz geboren. Er war der Organisator des neuzeitlichen Bergschulwesens und hat als Lehrer an der Bergschule zu Bochum und später als deren Leiter, sich ungeheure Verdienste erworben durch die Erweiterung der Unterrichtsziele dieser Fachschulen. Die Bochumer Bergschule stattete er mit einem großen Laboratorium, mit einer Seil- und Anemometerprüfstelle aus und konnte durch diese Ausgestaltung der Bochumer Schule dem rheinisch-westfälischen Bergbau Hunderte von gut geschulten Beamten zuführen.

12. 11. 1782 erblickte zu Schönebeck Karl Leopold Fabian das Licht der Welt. Er war Bergbeamter im preussischen Staatsdienst und ist bekannt geworden durch die Erfindung des nach ihm benannten Frei-Fall-Stückes, eine Erfindung, die in der Tiefbohrtechnik allgemein Anklang und weite Verbreitung gefunden hat. In seinem Todestage (14. März 1855) soll in der Nähe von Schönebeck zum ersten Male mit Hilfe des Frei-Fall-Stückes Salz erhöht worden sein.

15. 11. 1839 starb W. Murdoch, ein Mitarbeiter der Firma Boulton & Watt, der ersten Dampfmotorenfabrik der Welt. Er hat eine ganze Reihe Erfindungen gemacht, von denen nur hier die Beleuchtung mit Gas in der Fabrikanlage zu Soho genannt sei; im Jahre 1803 baute er die erste Gasanstalt. Von ihm rührt ferner die Dampfmaschine mit oszillierendem Zylinder her. Dann hatte er den Gedanken, die Straßen Londons als Treitmühle zu benutzen, um die durch Menschen und Tiere beim Gehen aufgewandte Kraft nutzbringend zu verwenden. Endlich hatte er schon den Gedanken der atmosphärischen Eisenbahn, der später von seinem Schüler Samuel Clegg in die Praxis umgesetzt wurde.

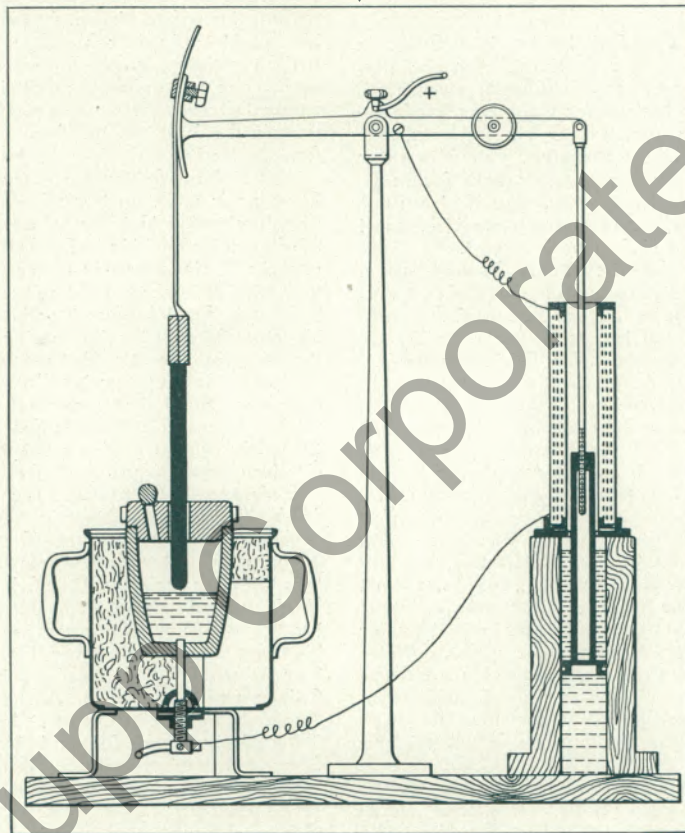
17. 11. 1869 wurde der Suezkanal eröffnet. Er hat von Port-Said, wo er in das Mitteländische Meer mündet, bis Suez eine Länge von 160 km. Der Vorteil des Suezkanals für die Schifffahrt besteht in der Abkürzung des Seeweges nach Ostindien und China um rund 7500 km (vgl. den Aufsatz „Zu Schiff durch die Wüste“ auf S. 8).

18. 11. 1691 wurde in Stockholm Marten Triewald geboren. Als Inspektor in einem Steinkohlenbergwerk in Newcastle (England) beschäftigte er sich mit der Konstruktion von Feuermaschinen (Dampfmaschinen) und konnte manche Verbesserung anbringen. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland baute er in Danemora eine „Feuer- und Luftmaschine“ als Wasserhaltungsmaschine für Gruben. Diese war die erste Dampfmaschine, die in Schweden gebaut wurde. Seine Verdienste um den Maschinenbau wurden in Schweden allgemein anerkannt, zumal, da er auch noch zahlreiche Aufsätze aus Technik und Wirtschaft, zum Teil durch die königliche Akademie der Wissenschaften, veröffentlichte. Er gehörte mit zu den Stiftern der königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm und war außerdem Mitglied der Royal Society in London.

19. 11. 1883 starb zu London Wilhelm (Sir William) Siemens, der um sieben Jahre jüngere Bruder Werner v. Siemens. Er ging nach London als Vertreter seines Bruders Werner und verstand es, den Siemensschen Erfindungen in England Geltung zu verschaffen. Den breitesten Raum in seinen Arbeiten nahm die Wärmetechnik

ein. Die durch seinen Bruder Friedrich erfundene Regenerativfeuerung hat er kräftig mitentwickelt, und seiner Tätigkeit ist nicht zuletzt die Anwendung der Regenerativfeuerung im Stahlwerksbetrieb zu verdanken (Siemens-Martin-Verfahren). Eine besondere Liebhabelei Wilhelms waren seine Versuche auf dem Gebiete der unmittelbaren Stahlerzeugung. Auch hat er sich in seinen letzten Lebensjahren mit der Verwendung des elektrischen Stromes zum Schmelzen von Stahl befaßt (vgl. nebenstehende Abbildung).

22. 11. 1902. Todestag von Friedrich Alfred Krupp, der nach dem Tode Alfred Krupps die Leitung der Essener Gußstahlfabrik übernahm. Sein Verdienst ist es gewesen, daß die wissenschaftliche Forschung schon frühzeitig auf seinem Werke eingeführt wurde. Die sozialen Gedanken Alfred Krupps setzten in der größten Maßstäbe in die Praxis um. Seine Schöpfungen auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrtspflege haben mit Recht die Beachtung der ganzen Welt gefunden. Unter seiner Leitung wurde das große Hüttenwerk in Rheinhausen geschaffen, das der Essener Gußstahlfabrik den Rohstoff für die Stahlerzeugung lieferte.



Der Siemens'sche Lichtbogenofen zum Schmelzen von Stahl aus dem Jahre 1879.

(Nach „Stahl und Eisen“ I [1881] S. 241.)

26. 11. 1844 wurde zu Karlsruhe Karl Benz geboren. Er studierte in seiner Vaterstadt bei Redtenbacher und Graßhof Maschinenbau und arbeitete nach Beendigung seiner Studien zur Erweiterung seiner Kenntnisse noch als Zeichner und Konstrukteur in verschiedenen Werken. 1871 machte er sich selbstständig, 1878 konnte er seinen Zweitaktgasmotor auf den Markt bringen, und 1883 gründete er die „Mannheimer Gasmotorenfabrik“. Er verstand es, den schweren, ortsfesten Gasmotor in eine Form zu bringen, die ihn für ein leichtes Fahrzeug brauchbar machte. 1885 konnte er, nachdem er aus der Mannheimer Gasmotorenfabrik ausgeschieden war, seinen ersten Versuchskraftwagen in Form eines dreirädrigen Velozipeds vorführen. Benz ist einer der wenigen Erfinder gewesen, denen es vergönnt war, die Erfolge ihrer schöpferischen Arbeit zu erleben. Er durfte den Sieg des Kraftwagens noch viele Jahrzehnte erleben, da er hochbetagt im 85. Lebensjahre im Frühling dieses Jahres starb.

30. 11. 1761 starb zu London John Dollond. Er war zunächst Seidenweber in Epitallsfields, einem Stadtteil Londons, legte aber im Jahre 1752 in Gemeinschaft mit seinem Sohne Peter eine optische Werkstatt an. Im Jahre 1757 erfand er die achromatische Linse, die seinen Namen in der Geschichte der Optik unsterblich gemacht hat.

30. 11. 1845. Todestag von Nils Gabriel Sefström. Von Beruf Mediziner, war er gleichzeitig Lehrer der Chemie und der Naturgeschichte an der königlichen Kriegsakademie zu Karlberg bei Stockholm; später wurde er zum Lehrer und Vorstand der Bergakademie in Falun ernannt. 1839 kehrte er nach Stockholm zurück und wurde Vorsteher des Mineralienkabinetts und chemischen Laboratoriums des Bergkollegiums. Sefström gehörte zu den bedeutendsten Schülern des großen Berzelius. Er betätigte sich sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der praktischen Metallurgie, und hat eine Reihe bemerkenswerter Untersuchungen durchgeführt. Er war der Entdecker des Vanadins (1830). Fünfundzwanzig Jahre lang redigierte er die bekannte schwedische Eisenzeitschrift „Jernkontorets Annaler“.

Warum wir nicht zum Mond gelangen können.

Von Dr. Lh. Wolff.

Ernsthaft beschäftigen sich heute bereits zahlreiche Köpfe mit der Möglichkeit einer Reise nach dem Monde mittels des Raketenfahrzeuges. Noch optimistischer beanlagte Geister dehnen den Gedanken und Raketenflug sogar bis zu den Planeten aus, und vor einiger Zeit hielt in Wien ein Erfinder vor dem dortigen Ingenieurverein einen Vortrag des Inhaltes, daß er innerhalb vierzig Stunden auf dem von ihm projektierten Raketenfahrzeug bis zum Mars, der selbst in größter Erdnähe immer noch gegen acht Millionen deutsche Meilen von uns entfernt ist, zu gelangen vermöge. Die gegen diese Idee von sachverständiger Seite vorgebrachten Einwände bezeichnete er durchweg als „unerheblich“.

Hierzu ist aber zu bemerken, daß die Bedingungen zu einer Fahrt in den Weltraum doch völlig andere sind als zu Raketenfahrten innerhalb der Erdsphäre, selbst wenn diese bis über die Grenzen des Luftmeeres hinausführen sollten. Es kommt hier ein physikalisches Moment in Betracht, das sonderbarer Weise von den Propheten der Reise in den Weltraum nicht oder doch nicht genügend berücksichtigt worden ist, das aber jede Möglichkeit einer Fahrt nach anderen Weltkörpern, auch nach dem nächsten, unserm alten, lieben Mond, mit den heutigen technischen Mitteln völlig ausschließt, und gegen das sich auch das Raketenfahrzeug, gleichviel welcher Form und Leistungsfähigkeit, als völlig machtlos erweist. Dieses Moment ist das eherne Naturgesetz der Äquivalenz von Wärme und Arbeit. Was das bedeutet, wollen wir kurz auseinandersetzen.

Unsere sämtlichen Kraftmaschinen sind sogenannte Wärmekraftmaschinen, das heißt: sie entnehmen die Arbeit, die sie leisten, der Wärme, die bei der Verbrennung von Brennstoffen entsteht. Bei der Dampfmaschine dient Kohle, beim Automobil Benzin oder Benzol als Brennstoff und Betriebsstoff, bei dem Raketenfahrzeug dagegen Pulver. Auch die Explosion von Pulver ist nur eine Verbrennung, und die hierbei entstehende Wärme ist die alleinige Quelle, aus der das Raketenfahrzeug seine Triebkraft erhält. Nun wissen wir, daß mit einem bestimmten Quantum Brennstoff immer nur ein bestimmtes Quantum Wärme erzeugt und mit einem bestimmten Quantum Wärme immer nur ein bestimmtes, gleichbleibendes Quantum mechanischer Arbeit geleistet werden kann. Mit einer Kalorie, d. h. der Wärmemenge, die zur Erhöhung der Temperatur eines Liters Wasser um 1 Grad nötig ist, und die etwa bei der Verbrennung eines Streichholzes frei wird, kann theoretisch immer nur eine Arbeit von 424 Meterkilogramm geleistet werden, d. h.: vermittels der Wärmemenge von einer Kalorie kann ein Gewicht von 1 Kilogramm um 424 Meter (oder ein Gewicht von 424 Kilogramm um 1 Meter) gehoben werden, und alle Leistungen unserer Kraftmaschinen werden rechnerisch in dieser Weise auf die Einheit der Wärme und Arbeit reduziert. Diese gegenseitige Bedingtheit von Wärmemenge und Arbeitsmenge ist das Naturgesetz der Äquivalenz von Wärme und Arbeit, das allem energetischen Geschehen auf Erden wie im gesamten Kosmos zugrunde liegt. Mit einem bestimmten Quantum Kohle kann also eine Dampfmaschine immer nur ein ganz bestimmtes, gleichbleibendes Quantum Arbeit liefern, und ebenso kann eine Rakete mit einem bestimmten Quantum ihres Betriebsstoffes, also Pulver, immer nur eine bestimmte Höhe über dem Erdboden erreichen. Denn die Arbeit, die hier die Wärme des verbrennenden bzw. explodierenden Betriebsstoffes leisten soll, besteht in der Hebung der Rakete über den Erdboden hinaus und läßt sich für jeden Fall aus der Steigstrecke und dem Gewicht des Fahrzeuges

berechnen. Bemerket sei noch, daß unsere Kraftmaschinen keinesfalls den theoretischen Höchstwert der erzeugten Wärme in Arbeit umsetzen, sondern nur etwa 10 bis 15 Prozent desselben; der übrige, weitaus größere Restbetrag geht durch die Unvollkommenheit der Maschine verloren. Jener Prozentfuß heißt der thermische Wirkungsgrad der Maschine.

Aus der Äquivalenz von Wärme und Arbeit ergibt sich nun eine ganz bestimmte Forderung für die Höchstleistung einer Rakete, die sich über die Erde erheben und in den Weltraum vordringen soll. Der Betriebsstoff der Rakete ist, wie gesagt, Pulver, das sie vorratsweise auf ihre Fahrt mitnimmt, wie ein Ozeandampfer seine Kohlen oder das Automobil das

Benzin. Nehmen wir nun an, daß die Wärme, die ein Kilogramm Pulver bei seiner Verbrennung liefert (etwa 4000 Kalorien), dazu dienen sollte, diese Masse, also dieses eine Kilogramm Pulver, selbst zu heben, so könnte dieses (unter Berücksichtigung des thermischen Wirkungsgrades des Antriebes) nur eine Höhe von etwa 400 Kilometer über der Erde erreichen, wie sich leicht berechnen läßt; und damit wäre der gesamte Energiegehalt der angegebenen Menge Brennstoff erschöpft. Dasselbe gilt natürlich auch von jedem anderen Kilogramm Brennstoff, den die Rakete für ihre Fahrt mitnimmt. Kann aber der Brennstoff sich selbst nur auf höchstens eine Höhe von 400 Kilometer über der Erde emporbringen, so kann er selbstverständlich das Raketenfahrzeug auch nicht höher treiben; im Gegenteil würde dieses noch nicht einmal die genannte Höhe erreichen können, weil ja in diesem Fall außer dem Gewicht des Brennstoffes noch das Gewicht des Raketenfahrzeuges selbst zu heben ist, das zu seiner Hebung einen großen Teil der erzeugten Wärmemenge verzehrt. Jene 400 Kilometer über der Erde wären also die Höchstgrenze, über die kein mit den heutigen Brennstoffen betriebenes Raketenfahrzeug gelangen könnte; die Äquivalenz von Wärme und Arbeit setzt dem eine unüberschreitbare Grenze.

Allerdings spielen hier noch gewisse andere Faktoren hinein, wie die Abnahme des Gewichtes des verbrennenden Stoffes, ferner die allmähliche Abnahme der Gravitation bei fortschreitender Entfernung von der Erdoberfläche; aber diese Faktoren sind verhältnismäßig unbedeutend und in unserer Rechnung bereits berücksichtigt. Beispielsweise hätte die Gravitation, in deren Überwindung die Arbeit der Rakete besteht, in der Höhe von 400 Kilometer noch den weitaus größten Teil ihres Wertes auf der Erdoberfläche.

Ja, wenn es für das Weltraumschiff unterwegs Brennstoffstationen oder Landstellen gäbe, dann könnte

es seine Fahrt fortsetzen, aber solche dürften ein noch schwierigeres Problem sein als das Weltraumschiff selbst.

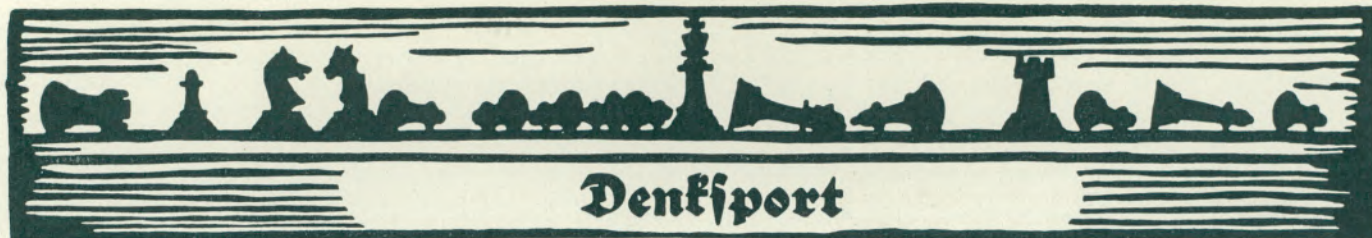
Unser Mond ist 360 000 Kilometer, der Mars sogar an 80 Millionen Kilometer von uns entfernt. Was wollen dagegen jene 400 Kilometer Steighöhe des „Weltraumschiffes“ besagen?! Also auch das Raketenfahrzeug ist immer an die Sphäre des irdischen gebunden, denn jene 400 Kilometer über der Erde sind noch nicht einmal der 15. Teil eines Erddurchmessers, und damit verflüchtigt sich die Reise nach dem Monde oder gar nach dem Mars zu einer Phantasie, deren Verwirklichung uns mit den heutigen Betriebsstoffen jedenfalls nicht möglich ist. Vielleicht daß uns einmal die Energie der radioaktiven Elemente, die ja ungeheuer größer und gewaltiger als die unserer gewöhnlichen Brennstoffe, jenem Ziele näherführen wird. Die Zukunftsbedeutung des Raketenfahrzeuges aber liegt vordehand noch in unserem irdischen Beförderungswesen.



Kohlezeichnung von E. Bongard.

Ein Zeuge alter Zeit

In vorstehendem Bilde ist der letzte Rest der alten Tagesanlage des Schachtes 2 der Hütte Bonifazius (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) festgehalten: Schachtsturm (Malerie genannt) mit angebautem Fördermaschinenhaus und der mächtige Schornstein. Vor einigen Jahren hat man den Riesen, der eine Höhe von nahezu 80 Meter und einen obersten Durchmesser von 3 Meter hatte, niedergelegt. Der Schornstein war einer der höchsten und ältesten des Ruhrgebietes.



Schach ecke.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

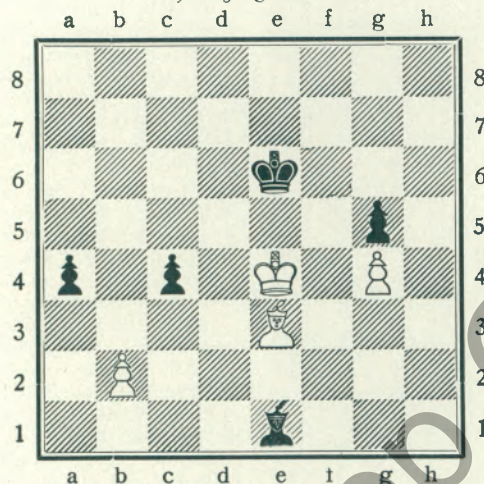
Lehrgang des Schachspiels.

XI.

Praktisch läßt es sich nicht immer durchführen, durch die drei besprochenen Hauptmomente: Freibauer, Zugzwang und Offensivkraft des Königs eine Entscheidung im Endspiel herbeizuführen. Man muß beachten, daß häufig eine Umwertung der Figuren eintritt, daß in zerrissenen Stellungen mit viel Spielraum die Läufer und Türme gewinnen, in engen, verbauten Stellungen durch ihren mannigfaltigeren Aktionsradius König und Springer stärker werden. Ein Freibauer steigert den Wert aller Felder, die vor ihm liegen. Randfelder werden unter Umständen stark, das Zentrum schwach.

Folgendes verfängliche Endspiel stammt aus einer Meisterpartie:

Schwarz: Janowski.



Weiß: Burn.

Schwarz zieht; Weiß muß besonderes Augenmerk auf den a-Bauer richten.

1. ——— c4—c3

Ein Zug der Entscheidung — Weiß jedoch findet nicht den richtigen Weg.

2. b2×c3 ———

Richtig war 2. Ke4—d3, e3×b2, 3. Kd3—c2, Le1—c3, 4. Le3×g5, a4—a3, 5. Kc2—b1 nebst nachfolgendem La3 bzw. b2, 3. B. 5. ———, Ke6—d5, 6. Lg5—e7 oder 5. ———, Le3—e5, 6. Lg5—d2 nebst Ld2—b4 oder —c3

2. ——— a4—a3

3. Le3—c1 a3—a2

4. Le1—b2 Le1—f2

Der König e4 steht nun sehr exponiert und wird leicht verdrängt; der Bauer c3 hemmt.

5. Lb2—a1 Ke6—d6

6. Ke4—d3 Kd6—e5

7. Kd3—c4 Ke5—f4

8. Kc4—b3 Kf4×g4

9. Kb3×a2 Kg4—f5

10. La1—b2 g5—g4

11. Lb2—a3 g4—g3

12. La3—d6 g3—g2

13. Ld6—h2 Kf5—g4

Droht Kg4—h3 und Weiß gab auf.

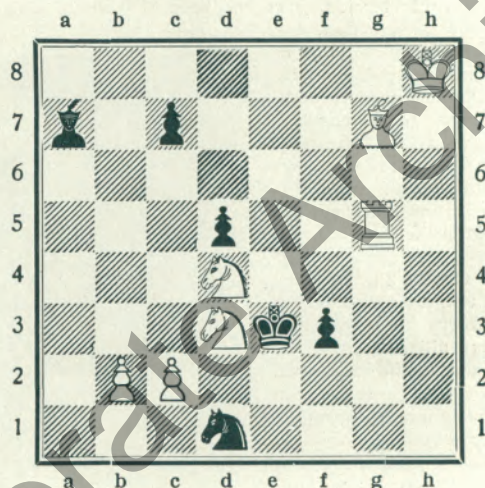
Stellung der Steine:

W.: Ke4; Le3; B(2)b2, g4; [4]

Schw.: Ke6; Le1; B(3)a4, c4, g5; [5].

Aufgabe Nr. II.

Von E. Eigh.



Stellung der Steine:

W.: Kh8; Tg5; Lg7; S(2)d3, d4; B(2)b2, c2; [7]

Schw.: Ke3; La7; Sd1; B(3)c7, d5, f3; [6]

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Eine leichte, jedoch nicht reizlose Aufgabe.

Lösung der Aufgabe Nr. 10.

(G. Nowusch.)

- | | |
|-------------|---------|
| 1. Ld3—a6 | Kc7×Tb8 |
| 2. Ke7—d6 | Kb8—a8 |
| 3. Kd6—c7 | d7—d6 |
| 4. La6—b7 ♯ | |

Lösung der Aufgabe Nr. 8.

(Augustheft.)

Endspielstudie.

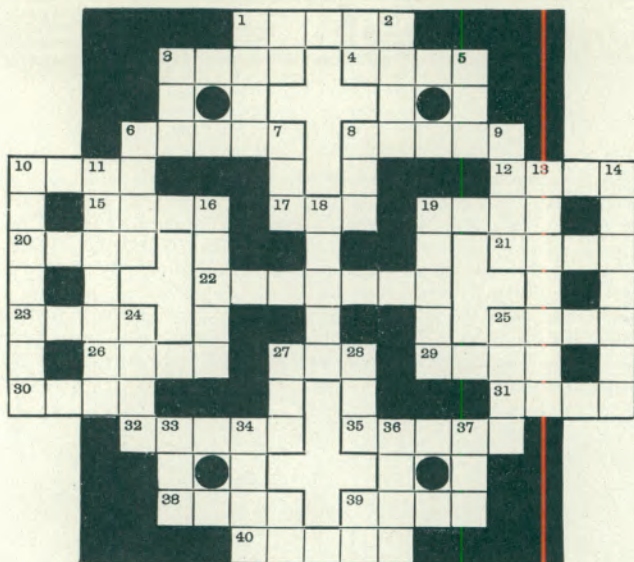
- | | |
|--|-------------|
| 1. Te1—e8 | Th8—f8 |
| 2. Kgr—f2 | ——— |
| Das Eingreifen des Königs entscheidet. | |
| 2. ——— | g6—g5 |
| 3. Kf2—e3 | g5—g4 |
| 4. Ke3—d3 | g7—g5 |
| 5. Lb5—c6 | g5×f4 |
| 6. g3×f4 | Tf8—g8 |
| 7. Kd3—c4 | Tg8—f8 |
| 8. Kc4—b5 | Tf8—g8 |
| 9. Kb5—a6 | Tg8—f8 |
| 10. Ka6—b7 | Tf8—g8 |
| 11. Kb7—c8 | Ld8—b6 |
| 12. Te8×g8 | Kf7×g8 |
| 13. d7—d8 Dame † | Lb6×d8 |
| 14. Kc8×d8 | Aufgegeben. |

Anlässlich unserer Rundfrage „Kritik am Werk“ ist von verschiedenen Seiten angeregt, die „Schach ecke“ ausfallen zu lassen, da angeblich hierfür nur vereinzelt Interesse besteht. Wir bitten daher alle Schachfreunde im eigenen Interesse, uns auf einer Postkarte bis zum 15. Dezember kurz mitzuteilen, daß sie Wert auf Beibehaltung der Schach ecke legen. Unsere Entscheidung machen wir von dem zahlenmäßigen Ergebnis der Rundfrage abhängig.

Rätsellecke.

Kreuzworträtsel.

Von Grenzen, Nürnberg.



Waagerecht: 1. Stadt in Japan. 3. Element. 4. Gesellschaftlicher Stand. 6. Mythischer Riese. 8. Agamemnons Sohn und Rächer. 10. Schmäler Bergkamm. 12. Weiblicher Vorname. 15. Kleiner, recht nützlicher Planet. 17. Griechischer Vorname. 19. Französische Anrede für gekrönte Häupter. 20. Hauch. 21. Des Bildhauers Freude. 22. Militärischer Rang. 23. Römischer Dichter. 25. Körperteil. 26. Wasserfahrzeug. 27. Binnengewässer. 29. Vorstenvieh. 30. Holländische Stadt. 31. Garten der Seligkeit. 32. Himmelskönigin. 35. Fluß in Holstein. 38. Vulkanische Masse. 39. Fisch. 40. Südamerikanisches Gebirge.

Senkrecht: 1. Chemas deutsche Kolonie. 2. Deutscher Fluß. 3. Lanzdiele. 5. Anteil. 6. Bestandteil eines Körpers. 7. Haustier. 8. Gefang. Gedicht. 9. Brennstoff. 10. Gesteinsforscher. 11. Erdteil. 13. Reißendes Tier. 14. Bettelgabe. 16. Waffe. 18. Säuglingsbettchen. 19. Römischer Gruß. 24. Erdwall. 25. Landkriegsmacht. 27. Kleine belgische Stadt von großer politischer Bedeutung. 28. Katholisches Sakrament. 33. Raubfisch, sehr schmackhaft. 34. Ostindische Insel (holländisch). 35. Asiatisches Hochland. 37. Kristallisierte Flüssigkeit.

Silbenrätsel.

Aus den Silben ag - al - an - ce - das - de - e - e - e - el - en - fo - frain - gas - go - go - gre - he - i - in - in - is - is - fo - fra - land - le - le - li - li - mo - mus - ni - ni - nie - nu - nym - o - os - pe - phag - phe - quie - re - re - risch - ros - sai - sar - sig - sin - son - ster - ter - thil - tie - tu - vi - vlew - was sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch M. v. Ebner Eschenbachs ergeben. ch ist ein Buchstabe.

Die Wörter bedeuten: 1. Donstuck; 2. Vogel; 3. Insel; 4. Staatsform; 5. Behälter; 6. Amtsabzeichen; 7. Abstufung; 8. Sohn der Aphrodite; 9. Prachtsarg; 10. Insekt; 11. Unterhaltung; 12. biblischer Name; 13. griechischer Feldherr; 14. Selbstsucht; 15. Naturgottheit; 16. Jahreszeit; 17. griechischer Gott; 18. Sittenlehre; 19. Kehrreim; 20. Andenken; 21. sinnbildlich; 22. Ansammlung.

Suchrätsel.

Wiesel, Viste, Bestie, Masern, Heinrich, Sekt, Skisport, Lobgesang, Kette, Wasgau, Elzug, Seine, Halstuch, Rheinlied, Brumhilde, Dessau, Laugenichts.

In jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe eines Ausspruchs von Hebbel versteckt.

F. v. W.

Besuchskartenrätsel.

E. B. SIEBELT

TRIER

Bei richtiger Ordnung der Buchstaben ergibt sich der Beruf des Besuchers.

XI/47

Lösungen aus Heft 10.

Rösselsprung.

Du findest in der Ruhe nicht
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
Solang von deiner Schuld Gewicht
Du willst ein Teil auf andre laden.
Nicht, wenn du das, was dich gelenkt,
Von dem, was du getan hast, trennst;
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
Wenn du zur ganzen dich bekennt.
Lenau.

Kreuzzahlrätsel.

I. Waagerecht.

In der ersten Waagerechten wird eine dreistellige Zahl, deren Einer 7 bekannt ist, mit einer zweistelligen Zahl, deren Zehner 5 bekannt ist, multipliziert. Das Produkt ist vierstellig. Hiervon ist bekannt der Tausender 6 und der Einer 8. Daraus geht hervor, daß der Hunderter der linken Zahl nur 1 und der Einer der mittleren Zahl nur 4 sein kann. Offen bleibt zunächst noch, ob der Zehner der linken Zahl 1 oder 2 heißt, denn in beiden Fällen ergibt sich ein Produkt innerhalb der Zahlen 6008 und 6998.

Zweite Waagerechte: Der Einer des links stehenden Dividenten ist 5, der Einer des rechts stehenden Resultats ist auch 5, also muß der Einer des in der Mitte befindlichen Divisors ebenfalls 5 sein. Demnach soll eine Zahl zwischen 605 und 695 durch 25 dividiert eine zweistellige Zahl ergeben, deren Einer 5 bereits bekannt ist. Es vergibt sich ohne weiteres daß der Zehner des Resultats nur 2 sein kann.

Also $625 : 25 = 25$.

In der dritten und vierten Waagerechten lassen sich vorläufig keine Schlussfolgerungen ziehen.

II. Senkrecht.

In der linken Zahlenkolonne ist von den Einern nur der Einer der vierten Zahl von oben unbekannt. Durch Addition ergibt sich 5. Damit ergibt sich auf senkrechtem Wege der Einer der vierten Zahl von oben in der mittleren Kolonne. Er ist 4. Nunmehr erschließt sich in der mittleren Kolonne auf senkrechtem Wege der Einer der dritten Zahl von oben. Er kann nur 8 sein. Diese 8 gibt den Schlüssel zur Auflösung der dritten Waagerechten. Der Hunderter der mittleren Zahl kann nur 1 sein.

$173 + 123 = 301$.

In der linken Zahlenkolonne sind von den vier oberen Zahlen jetzt sämtliche Ziffern bekannt bis auf den Zehner der obersten Zahl. Es steht aber bereits fest, daß es sich nur um die Ziffern 1 oder 2 handeln kann. Nun läßt sich durch eine sehr feine indirekte Schlussfolgerung nachweisen, welche von diesen beiden Ziffern in Frage kommt. Die Summe beträgt mindestens 1000. Die Summe der Hunderter der drei obersten Zahlen beläuft sich auf 8. Also müssen noch mindestens 20 Zehner herüberkommen, um die Zahl 1000 zu erreichen. Die Summe der Einer ergibt 20 oder 2 Zehner. In der Zehnerreihe stehen zwei 7 und eine 2, macht 16. Hinzukommen noch die zwei eben genannten Zehner aus der Einerreihe, ergibt 18. Zwanzig Zehner sind aber notwendig. Also heißt der fehlende Zehner nicht 1, sondern 2. Damit ist die linke Kolonne und die erste Waagerechte aufgelöst.

$127 \times 54 = 6858$.

Hieraus ergibt sich in der rechten Kolonne der wichtige Zehner der vierten Zahl von oben. Er heißt 1. Damit wird auch die vierte Waagerechte aufgelöst.

Gesamtlösung:

$$\begin{array}{r} 127 \times 54 = 6858 \\ 625 : 25 = 25 \\ 173 + 128 = 301 \\ \underline{75} \quad \underline{64} = \underline{11} \\ 1000 \quad 271 \quad 7195 \end{array}$$

Infolge Platzmangels müssen wir den November-„Sportmonat“ bis zum Dezemberheft zurückstellen. Anlässlich unserer Rundfrage „Kritik am Werk“ ist von verschiedenen Seiten angeregt worden, den „Sportmonat“ ausfallen zu lassen, da angeblich hierfür nur vereinzelt Interesse besteht.

Wir bitten diejenigen, welche an der Beibehaltung des „Sportmonat“ Interesse haben, uns dies auf einer Postkarte bis zum 15. 12. 29 mitzuteilen. Unsere Entscheidung machen wir von dem zahlenmäßigen Ergebnis der Rundfrage abhängig.

Grech.

Auf der Heerstraße ist ein Hanomag-Fahrer mit einem Baum in Konflikt geraten und bemüht sich nun, das reichlich verbeulte Vordergestell wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Zwei Berliner Jungen stehen dabei und sehen eine halbe Stunde interessiert zu. Endlich fragt der eine: „Können Sie mit dem Ding auch England hören?“

★ (Reclams Universum.)

Ein Herr verlangt in einem Restaurant die Speisekarte. Er sagt zum Kellner: „Hier sind fünfzig Pfennig für Sie; was können Sie mit gutem Gewissen empfehlen?“ Der Kellner antwortet: „Gehen Sie in ein anderes Restaurant.“

★ (Das Illustrierte Blatt.)

Zwei Goldgräber, die im wildesten Westen äußerst primitiv haufen, haben sich von ihrem letzten Besuch in der Stadt drei Kochbücher mitgebracht. Nach der Lektüre schmeißt der eine die Bände wütend in die Ecke.

„Na, sicher zu kompliziert. Wie?“

„Natürlich! Gleich im Anfang heißt es: Man nehme einen reinen Topf.“

(Kölnische Illustrierte.)

★

Ein Professor, der seine Bücher vergessen hat, kehrt um, um sie zu holen. In seiner Wohnung angekommen, läutet er. Das Dienstmädchen, ohne zu sehen, wer da ist, ruft aus der Küche: „Der Herr ist nicht zu Hause.“ — „Wie schade!“ murmelt der Professor und geht weg.

(Frankfurter Illustrierte.)

★

Ausweg.

Bemmann ging auf die Ghasanenjagd. Aber am Abend mußte er doch wieder die renommierte Wildbret- und Geflügelhandlung von August Jenner aufsuchen und seine Jagdbeute kaufen.

„Bedaure unendlich!“ sagte Herr Jenner. „FrISChe Ghasanen sind nicht mehr da. Ausverkauf. Aber ich kann Ihnen eine ausgezeichnete Konserve empfehlen: Ghasan in Madeira. Wirklich exquisit!“

Bemmann ist ärgerlich: „Unsinn. Ich kann doch meiner Frau nicht sagen, ich hätte Konserven geschossen!“

„Warum nicht, Herr Bemmann? Wir bohren Ihnen ein paar Schrotlöcher in die Dose.“

★

Geographisches.

Unsere Liesl kommt aus der Schule heim und erklärt stürmisch, Afrika sei der feinste Erdteil. Auf meine verwunderte Frage nach dem Grund dieser Vorliebe erhalte ich die Antwort: „Ja, weil die meisten Leute, die dort etwas erforschen wollten, was wir dann hätten lernen müssen, aufgeessen worden sind!“

B. R.

Malitiös.

Mit dem Künstlerturn mancher Sängerin ist es nicht weit her. Ein bißchen Stimme, ein paar Schreitöne in der Höhe, etliche Tugend Gesangsstunden — und der Liederabend ist fertig. Um der Veranstaltung einigcs Relief zu geben, die eigene Bedeutung in günstiges Licht zu stellen und mehr Zuhörer heranzuziehen, wird dann noch ein Klavierbegleiter von Namen, der an sich eine Kanone ist, verpflichtet. In Berlin und Umgebung wird zu diesem Zwecke Michael Raucheisen gern auf den Zettel gesetzt. Anlässlich eines solchen Falles begann ein aufrichtiger Kritiker, der die fadenscheinige Sachlage klar überschaute, seine Besprechung mit den Worten: Klavierabend: Michael Raucheisen; am Sopran: Eva Schulze.

★

Au!

„Was ist drahtlose Telegraphie?“

„Stelle dir einen sehr langen Hund vor: er soll von Köln bis Berlin reichen. Wenn du nun diesen Hund in den Schwanz kneiffst, dann wird er in Berlin bellen. Das ist Telegraphie. Drahtlose Telegraphie ist genau so, bloß ohne Hund.“

(Wochenschau.)

★

Die Kritik.

„Sehr geehrter Herr Redakteur! Lesen Sie bitte das beiliegende Gedicht und sagen Sie mir so bald wie möglich Ihre aufrichtige Ansicht darüber, da ich noch andre Eisen im Feuer habe.“

„Sehr geehrter Herr! Nehmen Sie die Eisen heraus und tun Sie das Gedicht hinein.“

★

Unzart.

Berliner Taxihaupteure sind nicht eben zartfühlend. Neulich hatte einer am Kaiserdamm einen Zusammenstoß mit einem Herrenfahrer. Es gab etliches Kleinholz und das übliche aufgeregte Gerede.

„S—sie s—sind sch—schuld. S—sie s—sind u—unv—vorschriftsmäßig gef—f—fahren!“ stotterte der Herrenfahrer.

Drauf der Chauffeur: „Sie oller Dussel Sie! Ihnen hamme se woll beim Konfilm mit de Zeitlupe uffgenommen, wat?“

(Jugend.)

★

„Ihr müßt immer hübsch überlegen, bevor ihr sprecht. Wenn ihr etwas Wichtiges sagen wollt, zählt erst bis fünfzig, und wenn es etwas sehr Wichtiges ist, sogar bis hundert!“

Die Schüler hatten gut aufgepaßt. Ein paar Tage später doziert der Lehrer, am Ofen stehend, und sieht, wie sich einige Lippenpaare schnell bewegen. Plötzlich schreit die ganze Klasse:

„... 99, 100! Ihr Rockschloß brennt, Herr Lehrer!“

thv

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. Bestellungen und Abhebungen der an den Vereinigten Stahlwerken erscheinenden Beilagen erhalten. „Das Werk“ an